OKTOBER 1984 10

Sputnik

DIGEST DER SOWJETISCHEN PRESSE

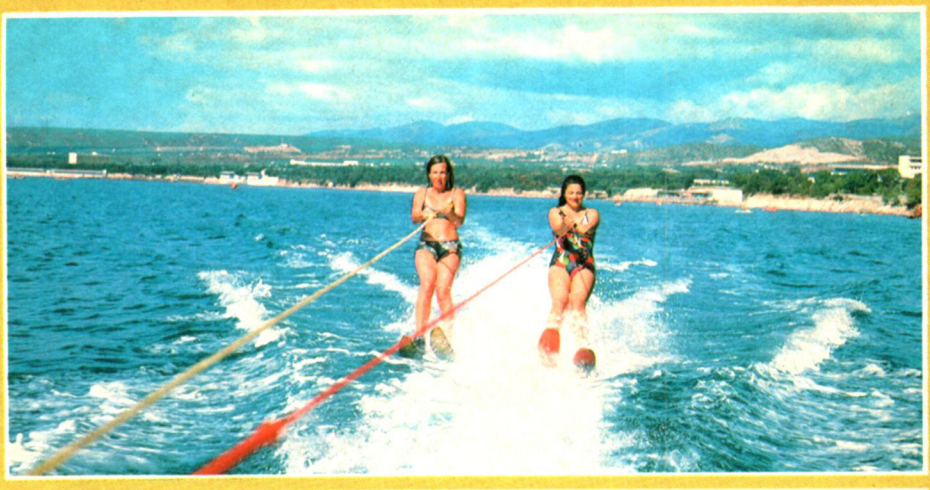
JEWTUSCHENKO FÜHRT REGIE
S. 68

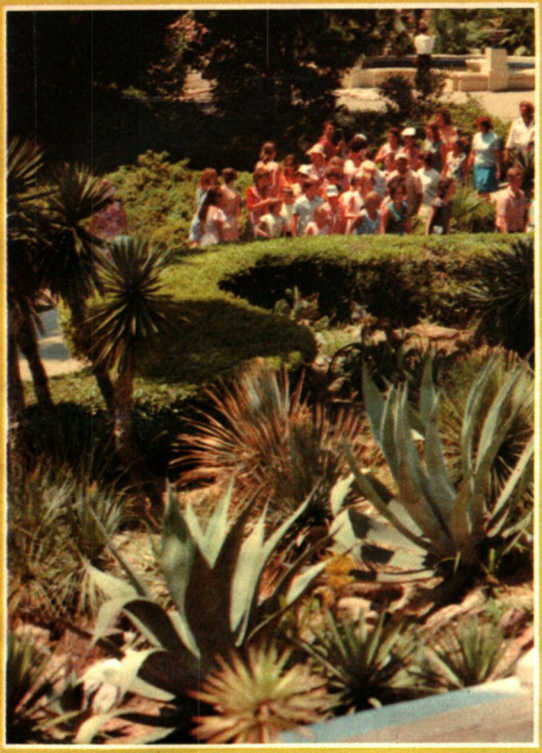
DIE LETZTEN TAGE GOGOLS
S. 50

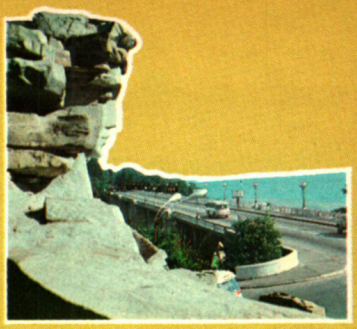
WAS LEBT IM EIS DER ARKTIS?
S. 39

BLAUER DUNST SCHADET ALLEN
S. 106

WALD UND MENSCH IN HARMONIE
S. 82







Städte der Sowjetunion

PREISAUSSCHREIBEN

Sputnik

1. Auf dem Territorium welcher Unionsrepublik liegt Sotschi?
2. Nennen Sie das Verwaltungszentrum der Region, zu der Sotschi gehört.
3. Welche Schwarzmeerkurorte der UdSSR kennen Sie?

(Die Bedingungen des Preisausschreibens finden Sie auf Seite 3.)

BEKANNTSCHAFT MIT SOTSCHI

Kurort wurde Sotschi im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, als hier der Bau von Villen und Datschen für die reichsten Familien des zaristischen Rußland begann. Für die einfachen Leute machte erst die Sowjetmacht den Kurort zugänglich. Im Jahr 1921 wurde das erste Sanatorium für Arbeiter, Bauern und Rotgardisten eröffnet.

Heute ist Groß-Sotschi einer der bekanntesten Erholungsorte in der UdSSR, der sich auf 146 Kilometer Länge am Ufer des Schwarzen Meeres hinzieht. Zahlreiche Sanatorien, Pensionen und Hotels, Campingplätze, Touristenbasen und Pionierlager versinken förmlich im üppigen subtropischen Grün. Das warme Meer, die herrlichen Strände, die bis ans Ufer reichenden malerischen Ausläufer des Kaukasusgebirges und das milde Klima ziehen jährlich Millionen Gäste aus allen Landesteilen und dem Ausland an.

Berechtigten Zuspruchs erfreuen sich die warmen Schwefelwasserstoffquellen von Mazesta, wo ein Komplex von Wasserheilanstalten errichtet wurde und das Forschungsinstitut für Bäder und Klimaheilkunde arbeitet. Das Wasser von Mazesta hilft besonders bei der Behandlung von Herz- und Gefäßleiden sowie Hautkrankheiten.

Die Natur schuf in Sotschi ideale Bedingungen für Erholung und Heilung. Die Badesaison dauert hier von April bis November.

Inhalt

DAS WORT DES CHEFREDAKTEURS	Als Friedensboten der Menschheit	16
DURCH DIE SOWJETUNION	Jenissei – der Meridian Sibiriens	6
WELTGESCHEHEN	Nuklearer Winter: was bedeutet er?	18
	Der Indische Ozean braucht Frieden	26
	Ein Oberst sagte dem kalten Krieg den Kampf an	62
MENSCHEN, ZEIT, EREIGNISSE	Bange Stunden in der Kapsel	116
	Der jüngste General im Prüfstand	121
SOZIOLOGIE	13 Sprüche nicht nur für Männer	126
WIRTSCHAFT	Leichtgewichte müssen auf die Felder	45
GESCHICHTE	Die bitteren Früchte des „aufgeklärten" Absolutismus	92
KULTUR UND KUNST	Die künstlerische Erbin Pirosmanaschwilis	32
	Gogol in Moskau	50
	Der Krieg mit den Augen der Kinder	68
	Versilberter Humor	74
LITERATUR	Sowjetliteratur – anziehend für Freund und Feind	144
WISSENSCHAFT UND TECHNIK	Magnetbahn im Kommen	77
	Orbitalreflektoren machen die Nacht zum Tag	113
MEDIZIN	Hypnose weckt verborgenes Talent	56
	Traumlösung	60
	Geplantes Familienglück	101
	Raucher unterm Mikroskop	106
	Raucher machen uns keinen Dunst vor	109
MENSCH UND NATUR	Schneebekämpfung über Moskau	22
	Eis ist eine Lebenssphäre	39
	Wald und Mensch: auf der Suche nach Harmonie	82
HOBBY	Was Briefmarken erzählen	139
SPORT	Triumph eines Paares	133
MÄRCHEN	Die stillen Waldsänger	89
KULINARISCHES	Die Taille schlank, das Leben lang?	129
BÜCHERBORD	Im Zeichen des Unsterns	149
KALEIDOSKOP	Preisausschreiben, Kalender, Leserzuschriften, Schach, Neues aus der Medizin, Vermischtes u. a. m.	

„SPUTNIK" IST EIN DIGEST DER SOWJETISCHEN PRESSE UND LITERATUR. ER STELLT SICH DAS ZIEL, SEINE LESER ÜBER DAS LEBEN IN DER UDSSR ZU INFORMIEREN, WOBEI ER SICH AUF DIE GANZE VIELFALT DER ZENTRALEN UND LOKALEN SOWJETISCHEN PRESSE STÜTZT.

WOLLEN SIE

über die Innen- und Außenpolitik der UdSSR, über das Leben der sowjetischen Völker und darüber, worüber man heute in der UdSSR denkt, spricht und diskutiert,

INFORMIERT SEIN,

DANN LESEN SIE „SPUTNIK"!

DIE GEWINNER DER DREI HAUPTPREISE DES „SPUTNIK"-PREISAUSSCHREIBENS 1984 ERWARTET EINE REISE IN DIE UDSSR!

Weiterhin sind 5 erste, 10 zweite und 32 dritte Preise (Wertgegenstände, Volkskunsterzeugnisse, Souvenirs oder „Sputnik"-Jahresabonnements) zu gewinnen.

Die Fragen zu unserem Preisausschreiben finden Sie jeweils auf den ersten Seiten der Zeitschrift. Ihre Antworten können Sie uns im Laufe des ganzen Jahres zuschicken, letzter Einsendetermin ist der 31. Januar 1985 (Datum des Poststempels). Den Umschlag mit den Antworten bitten wir Sie mit dem Vermerk „Preisausschreiben '84" zu kennzeichnen.

WIR WÜNSCHEN ALLEN TEILNEHMERN VIEL ERFOLG!

Sputnik

Die Zeitschrift wird von der PRESSEAGENTUR NOWOSTI in russisch, deutsch, englisch, französisch, spanisch, tschechisch und ungarisch herausgegeben.

MOSKAU,
SUBOWSKI BOULEVARD 4
UDSSR

18. Jahrgang

REDAKTIONSKOLLEGIUM

BORIS KROTKOW
CHEFREDAKTEUR

WLADIMIR DOBKIN
NIKOLAI SHILZOW
STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURE

BORIS ANDREJEW
REDAKTIONSSEKRETÄR

VIKTOR ADAMOWITSCH
CHEFGESTALTER

WILJAM AGABEKOW

MICHAIL ALEXEJEW

TIGRAN CHATSCHATUROW
AKADEMIEMITGLIED

RODRIGO FERNANDEZ

ARKADI JANOWSKI

MICHAIL PESLJAK

Die Zeitschrift wird in Finnland gedruckt

APN-BÜRO IN HELSINKI

JURI KIREJEW
DIREKTOR DES BÜROS

ALEXEJ BORODAWKIN
VERANTWORTLICHER REDAKTEUR

TITEL: Wladimir CHOLOSTYCH/ Wladimir WOWNOBOI

Gestaltung dieses Heftes:
Wladimir WOWNOBOI

Verantwortlich für die deutschsprachige Ausgabe:
Inna WALOWA

Sprachliche Redaktion:
Hans-Jürgen MODER

In russischer, deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache wird SPUTNIK von den auf Seite 176 angegebenen Vertragspartnern der V/O Meshdunarodnaja Kniga (121200 Moskau) vertrieben.

In tschechischer Sprache wird SPUTNIK in der ČSSR auf der Grundlage eines von APN mit dem Verlag Lidové nakladatelství geschlossenen Vertrages herausgegeben und kann von ausländischen Lesern bei PNS – Dovoz Tisku, Jindřišská 14, 12505 Praha 1 abonniert werden.

In ungarischer Sprache wird SPUTNIK in Ungarn von dem Verlag Lapkiadò Vállalat herausgegeben und kann von Lesern aus anderen Ländern bei KULTURA, P.O.B. 149, Budapest 62 abonniert werden.

Nachdruck nur mit Erlaubnis von APN ©

Druck bei Yhteistyö AG, Helsinki
Finnland

Nikolai ROERICH. „Himmelskampf". 1912
(Ausschnitt)

Foto: APN

Sputnik

1984

DIE JAHRESZEITEN
IN DER RUSSISCHEN
UND SOWJETISCHEN
MALEREI

OKTOBER

1	8	15	22	29
2	9	16	23	30
3	10	17	24	31
4	11	18	25	
5	12	19	26	
6	13	20	27	
7	14	21	28	

„. . . nie sah ich einen majestätischeren Strom als den Jenissei. Ein mächtiger, unbezähmbarer Recke, der nicht weiß, was er mit seiner Kraft und Jugend anfangen soll. Wie wird das Leben, wenn die Zeit heran ist, gescheit und wagemutig, an diesen Ufern pulsieren."

Anton TSCHECHOW. 1890

JENISSEI – DER MERIDIAN SIBIRIENS

Nach Beiträgen aus der sowjetischen Presse

Fotos: Viktor PAWLOW/ Wadim GIPPENREITER/ Maj NATSCHINKIN

Die Kraft des Jenissei setzt jeden in Erstaunen, der an seine Ufer kommt. Bald wird er ein Recke, bald ein Bruder des Ozeans genannt. Noch häufiger aber – der sibirische Meridian. Er nimmt an die 20 000 größere und kleinere Flüsse in sich auf und trägt seine Wasser vom Sajan-Gebirge an der mongolischen Grenze fast schnurgerade zum Nördlichen Eismeer, zur Karasee. Dabei schneidet er Sibirien sozusagen in zwei Teile – in West- und in Ostsibirien. An seinen linken Ufern enden die weitflächigen Ebenen des Transuralgebiets, am rechten Ufer beginnt das Reich der Gebirgstaiga.

Der Jenissei passiert alle Klimazonen Sibiriens: an einem Maitag blühen in seinem südli-

chen Stromgebiet die Gärten, hoch oben im Norden aber herrschen zur selben Zeit zwanzig Grad Kälte und toben Schneestürme.

Ein Schiffskapitän, der den Jenissei befährt, würde von dessen Oberlauf bis zur Flußmündung einen ebensolangen Weg zurücklegen wie ein Seemann, der eine Reise von Leningrad nach London macht.

Der Jenissei beginnt an der Stelle, wo sich seine beiden Quellflüsse – der Bi-Chem und der Ka-Chem – vereinigen. Dort steht ein Obelisk mit der Aufschrift „Zentrum Asiens". Hier treffen diese Flüsse beinahe rechtwinklig aufeinander. Sie entspringen aus glasklaren Seen im Sajan in 1500 Meter Höhe über dem Meeresspiegel. Und gleich darauf nimmt auch der Jenissei deren ungestümes und mitunter sogar bösartiges Wesen an. Nicht jeder wagt es, in seinem Oberlauf zu baden, denn das Wasser wirft einen förmlich um. Kaum ist man im Wasser, da trägt einen die Strömung auch schon gut einhundert Meter fort. Und auch in seinem Mittellauf hat es der Strom mit 7–10 Kilometer pro Stunde ziemlich eilig, erst im Unterlauf wird er ruhiger und fließt gemächlich dahin.

Der Jenissei ist ein Strom der Extreme. Jede Überschwemmung und jede Stromschnelle haben es in sich! Um das Westsajan-Gebir-

Holzflößerei am Jenissei

ge zu überwinden, bahnte er sich einen 330 Kilometer langen Korridor. Eingezwängt von felsigen Ufern, stürmt er tosend und schäumend dahin und wälzt an seinem Boden riesige Steine mit. Sie bilden auch die Stromschnellen. Die gefährlichste davon ist die Große Stromschnelle (Bolschoi Porog). Sie ist 300 Meter lang und 70 Meter breit. Hier steigt die linke Steilwand des Sajaner Korridors bis auf 400 Meter Höhe. Am rechten Ufer türmen sich Rollsteine. Mit seiner ganzen Schwere stürzt sich der Jenissei von Stufe zu Stufe weiter. Sein Getöse ist kilometerweit zu hören, und die Strömung ist dermaßen stark, daß ein Floß binnen 50 Sekunden über die Stromschnelle hinweggetragen wird.

Nur stellenweise rücken die Felsen vom Ufer ab und lassen dem Menschen Platz fur Straßen oder Gemüsegärten. Für Äcker reicht's schon nicht mehr. Daher leben in den verstreut liegenden

Gebirgsdörfern keine Bauern, sondern Holzfäller und Jäger.

Im Mittellauf, dort, wo die Berge den Fluß nicht beengen, strömt er breit und ungehindert dahin, vorbei an dunklen Wäldern, Kiefernhainen, an Dörfern mit Schwengelbrunnen und hohen Kornschobern.

Der breiteste und majestätischste Flußabschnitt ist der Untere Jenissei. Hier sind die Ufer stellenweise bis zu 20 Kilometer voneinander entfernt. Und hier nimmt der Jenissei auch seinen größten Nebenfluß – die Angara – die ungestüme, wasserreiche „Tochter des Baikals" – auf. In alten russischen Märchen fließen Ströme aus Milch, und ihre Ufer sind aus Brei. Die Angara und der Jenissei hingegen taugen für Märchen in unserem industriellen 20. Jahrhundert: elektrische Ströme mit Ufern, die Blei-, Zink- und Eisenerze bergen.

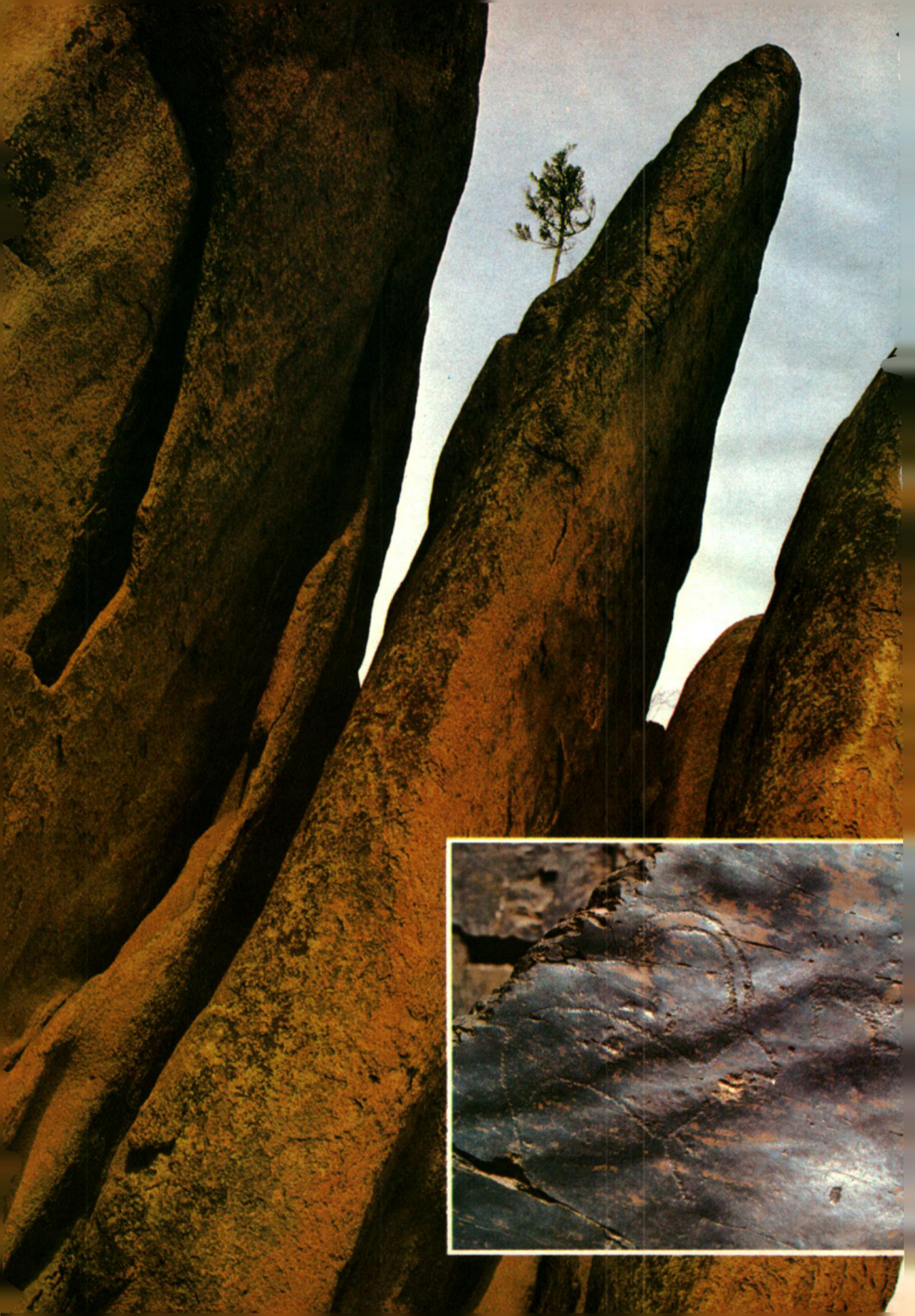
Gleich an seinem Oberlauf umschließt die Taiga den Jenissei. Ihre größten Besitzungen beginnen jedoch an der Mündung der

Angara. Da stehen mächtige Fichten, die berühmte Angara-Kiefer, Zirbelkiefern – die Zierde und der Stolz der Taiga, sowie ewige Lärchen. Spricht man von deren Langlebigkeit, so denkt man nicht selten an Venedig: die Fundamente einiger seiner Paläste wurden im 15. Jahrhundert aus Lärchenstämmen gefertigt. Als man 1827 die Fundamente auf ihre Festigkeit untersuchte, stellte sich heraus, daß die Pfähle überhaupt nicht vermodert waren, das Wasser hatte sie gleichsam versteinert. Weder Axt noch Säge konnten ihnen etwas anhaben.

Je weiter es nach Norden geht, desto stärker ist auch ein Hauch von Arktis zu spüren. Die Taiga lichtet sich, und die nach sibirischen Begriffen wärmeliebenden

Der Staudamm des Wasserkraftwerkes von Sajan-Schuschenskoje, der noch im Bau ist, während die ersten Turbinen bereits Strom geben.

Das Lenin-Museum in der Siedlung Schuschenskoje



Bäume und Sträucher verschwinden. Die grauen Uferfelsen sind moosbewachsen. Neunhundert Kilometer weit wagt sich der Untere Jenissei über den Nördlichen Polarkreis, in die Zone des Dauerfrostbodens hinaus. Diese Region ist für ihre weißen Nächte im Sommer und für ihre dämmringen Winter bekannt. Hier zu leben ist immer noch schwer.

Näher zur Mündung hin, erreicht der Strom eine Breite von 40 Kilometern. Seine Ufer lösen sich im bläulichen Dunst auf. Bei stürmischem Wetter schlagen die Wellen bis drei Meter hoch. Jenseits des 72. Breitengrades aber machen sich bereits die Gezeiten bemerkbar, und das Wasser bekommt einen etwas salzigen Geschmack. Hier endet der Jenissei und beginnt die Jenissei-Bucht der Karasee.

Die Flußtäler des Jenissei und seiner Nebenflüsse waren seit eh und je von Menschen besiedelt. Bei Ausgrabungen alter Hügelgräber am Oberlauf des Flusses fanden Archäologen eine kleine Statuette aus gebranntem Ton, die vor 15 Jahrtausenden geformt worden war. Steinerne Skulpturen, die am Mittleren Jenissei entdeckt wurden, sind älter als die berühmten Steinbilder (Mohai) auf der Oster-Insel.

Die Vorfahren der heutigen Tuwiner und Chakassen, die im Süden Sibiriens am Jenissei leben, hatten sich mit Jagd, Fischfang, Viehzucht und bewässertem Akkerbau befaßt.

Der Untere Jenissei und seine Nebenflüsse Steinige (Podkamennaja) und Untere (Nishnjaja) Tunguska durchqueren den Autonomen Bezirk der Ewenken. Hier haben sich die als Stammbewohner Sibiriens geltenden Ewenken niedergelassen und eine eigene Taiga-Zivilisation mit tiefwurzelnden Traditionen der Nomaden-Rentierzucht geschaffen.

Jenseits des Polarkreises fließt der Jenissei in das Autonome Gebiet Taimyr, wo kleine Völkerschaften des Nordens wie Dolganen, Nenzen, Selkupen, Nganassanen und Enzen leben. Seiner Fläche nach ist dieser Kreis so groß wie Frankreich und Italien zusammen. Auf diesem Territorium hatte es noch vor sechs Jahrzehnten keine einzige Stadt gegeben.

Die Ufer des Jenissei sind auch

Diese grauen Granitklötze von der Größe eines Mehrgeschossers sind die berühmten „Federn" im Krasnojarsker Naturschutzgebiet.

Die Felszeichnungen in den Jenissei-Höhlen sind mehr als 15 000 Jahre alt.

Die Pracht-Marale sind alteingesessene Bewohner der dem Jenissei vorgelagerten Taiga.

heute noch viel öder und unbewohnbarer als die der Wolga. Die ältesten sibirischen Städte sind verhältnismäßig jung. Keine einzige von ihnen ist über vierhundert Jahre alt. Krasnojarsk, die größte Stadt am Jenissei, wurde vor 350 Jahren gegründet. Die ehemalige sibirische Provinzstadt, die man vorzeiten wegen ihrer ungepflasterten, ewig staubigen Straßen „Wetropylsk" nannte, ist nun schon längst eines der größten Kultur- und Industriezentren Sibiriens. Das Krasnojarsker Akademgorodok ist als Forschungszentrum der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR auch außerhalb der UdSSR bekannt. Seine Biophysiker entwickelten ein Lebenssicherungssystem für Kosmonauten bei Langzeitflügen. Seine Ökologen erforschen, wie die sibirische Taiga die Prozesse in der Biosphäre beeinflußt, denn der riesige grüne Ozean Sibiriens ist für die Bewohner unseres Planeten ein mächtiger Sauerstoffquell.

In Krasnojarsk wird alles, was mit der Geschichte und revolutionären Vergangenheit Rußlands, mit dem Namen W.I. Lenins verbunden ist, der hier 1897 auf seinem Wege in eine dreijährige Verbannung nach dem entlegenen sibirischen Dorf Schuschenskoje rastete, sorgfältig bewahrt und gepflegt.

Westlich und östlich von Krasnojarsk ziehen sich zwischen den Städten Atschinsk und Kansk achthundert Kilometer lang mächtige Kohlenflöze hin. Hier, inmitten von Wäldern, blauen Seen und lustig dahinsprudelnden kleinen Flüssen entsteht der weltgrößte Energie- und Brennstoffkomplex KATEK.*

Am Unterlauf des Jenissei – jenseits des Polarkreises – wurde im Dauerfrostboden vor einem halben Jahrhundert die Stadt Igarka errichtet. Sie stellt das Seetor Ostsibiriens dar. Von hier aus sind es bis zur Mündung noch 700 Kilometer, die auf ihrer ganzen Länge auch von Hochseeschiffen befahren werden. In breiter Front gehen auf der Reede von Igarka Holzfrachter aus verschiedenen Ländern vor Anker: von dort geht das sibirische Holz in den europäischen Landesteil und auf die Weltmärkte.

Die einstige Überwinterstation Dudinka, die vor dreihundert Jahren direkt an der Jenissei-Mündung angelegt wurde, ist heute ein bedeutender Hafen: Auf der Reede liegen Hochseeschiffe und auf den Hügeln helle Rechtecke mehrstöckiger Häuser. Hier werden Maschinen, Holz, Nahrungsmittel, Ausrüstungen für die Bergbau- und Hüttenkombinate des sibirischen Polargebiets umgeschlagen. Die leeren Bäuche der Schiffe aber werden mit Nickel, Kobalt, Kupfer, Rauchwaren und Holz gefüllt – kurzum mit allem, was Sibirien am Jenissei zu bieten hat.

Als billiger Energiespender hat der Jenissei bei den Wasserkraftwerkern schon längst Beachtung gefunden. Anfang der 70er Jahre wurde der Strom durch den Staudamm des Krasnojarsker Wasserkraftwerkes – des ersten von insgesamt acht geplanten Kraftwerken – abgeriegelt. So bildete sich der Krasnojarsker Stausee. „Pyramide des 20. Jahrhunderts",

* Siehe Sputnik Nr. 4/82, S. 18. – Die Red.

„Das nördliche Moskau" taufte seinerzeit Fridtjof Nansen den Hafen Dudinka nördlich des Polarkreises.

„Königin der Energiewirtschaft" wird dieses Kraftwerk (6000 Megawatt) genannt. Zusammen mit ihm ist auf den Höhenzügen des rechten Jenissei-Ufers, wo einst ein Kloster gestanden hatte, Diwnogorsk, die Stadt der Kraftwerker, emporgewachsen.

Ein zweites, noch leistungsstärkeres Wasserkraftwerk wird unweit von Schuschenskoje errichtet. In einem tief eingeschnittenen, steilwandigen Tal, das der Jenissei durch den Sajan gebrochen hat, wächst ein reichlich 240 Meter hoher Staudamm. Der von ihm gebildete Stausee wird das Tal füllen und die berühmte Große Stromschnelle überfluten. Das Wasserkraftwerk von Sajan-Schuschenskoje (6400 Megawatt) ist für eine jährliche Leistung von nahezu 24 Mrd. Kilowattstunden Elektroenergie ausgelegt. Ganz in seiner Nähe wachsen die Industriebetriebe und Wohnviertel des jungen Sajanogorsk empor . . .

An den Ufern des Jenissei hat ein neues Leben Einzug gehalten. Das, von dem Anton Tschechow sprach.

Das Wort des Chefredakteurs

ALS FRIEDENS-BOTEN DER MENSCHHEIT

Wenn dereinst die Geschichte des 20. Jahrhunderts geschrieben werden wird, dürfte als Höhepunkt dieser hundert Jahre sicher jene Periode genannt werden, da der Mensch zum erstenmal aus dem Kosmos auf sein Erdenhaus sah.

Manch Leser wird sich noch an jenen Oktobertag im Jahre 1957 erinnern, als das Piep-piep des ersten künstlichen Erdtrabanten zu uns drang. Er wird sich der Aufregung erinnern, mit der er den Flug Juri Gagarins 1961 und acht Jahre später die ersten Schritte Neil Armstrongs auf dem Mond verfolgte. Armstrong, Aldrin und Collins hinterließen auf dem Mond eine Tafel mit der Inschrift: „Hier betraten Menschen vom Planeten Erde als erste den Mond. Juli, im Jahr 1969 Christi. Wir kamen als Friedensboten der Menschheit."

Das liegt 15 Jahre zurück. Damals schien es wirklich, als ob diese Erklärung im Namen der Menschheit unerschütterlich wie die Welt sei.

Wir gingen auf verschiedenen Wegen an die Erforschung des Kosmos, wir hatten verschiedene Programme und andere Möglichkeiten. Schließlich kam der Tag, da uns und den Vereinigten Staaten klar wurde: gemeinsam schaffen wir mehr, billiger und schneller. Es kam zum SATP (Sojus-Apollo-Test-Projekt), dem Flug gegenseitigen Vertrauens und Verstehens nach jahrzehntelangem kalten Krieg.

Wir kamen als Friedensboten der Menschheit. Das galt auch noch vor neun Jahren, Jahren, als der Vorstoß in den Kosmos und seine Erschließung zu einer unvergleichlichen Reifeprüfung für die Menschheit wurden. Es ist zu bedauern, daß nicht alle dieser Erprobung standhielten.

Bereits zu Ende der 70er Jahre hatten die USA kosmische Systeme militärischer Bestimmung zur Verfügung; mit Eintritt in die 80er Jahre nahmen sie Kurs auf die totale Militarisierung des Weltalls.

Womit alles wird die Sowjetunion nicht bedroht? Mit chemischen Hochleistungslasern und Laserzielsuchgeräten, die die Detonationsenergie von Mini-Kernbomben nutzen, um mit einem gerichteten Lichtstrahl alles und alle auf dem Gebiet der UdSSR zu schmelzen, mit Teilchenstrahl- und Mikrowellenwaffen, die auf Objekte abgefeuert werden. Man macht sich Hoffnungen darauf, daß die Russen „nicht mithalten" oder einfach die neueste Rüstung „nicht bezahlen können". Und wenn dem so wäre, könnte man angesichts militärischer Überlegenheit im Kosmos den Völkern weismachen, daß sich ein Krieg begrenzen lasse.

Eine solche Strategie entspringt der chronischen Blindheit des Weißen Hauses. Ein kleines bißchen in einem nuklearen Konflikt kämpfen zu wollen, ist genauso unreal wie ein kleines bißchen tot zu sein. Die Möglichkeiten der sowjetischen Gesellschaftsordnung und das wissenschaftlich-technische Potential der UdSSR und der sozialistischen Staaten zu verkennen, heißt nicht zu verstehen, was die sowjetischen Repräsentanten oft genug erklärt haben: Die Sowjetunion wird keinerlei Drohung gegenüber wehrlos sein. Unser wissenschaftliches Potential gestattet es uns, beliebige zuverlässige Verteidigungsmittel zu schaffen. Doch vernünftiger wäre es, sofern wir im Namen der ganzen Menschheit sprechen, darüber nachzudenken, wie sich eine militärische Konfrontation verhindern läßt.

Bereits zu der Zeit, als die UdSSR noch die einzige Weltraummacht war, hatte sie vorgeschlagen, die Nutzung des Kosmos zu militärischen Zwecken zu verbieten. Mehr als ein Vierteljahrhundert setzt sie sich für das Konzept der friedlichen Nutzung des Universums ein. Ihr einseitiger Verzicht auf Starts jedweder Waffensysteme in den Kosmos ist dafür die beste Bestätigung.

Im Gedenkkalender für 1985 steht der 10. Jahrestag des Flugs von Sojus-Apollo. Bleibt zu hoffen, daß die amerikanische Seite die Würdigung dieses Datums mit positiven Schritten am Verhandlungstisch verbindet. Dann könnte man wirklich behaupten, daß die USA so wie die UdSSR als Friedensboten der Menschheit in den Kosmos kommen.

Wissenschaftler warnen

„Die Ressourcen an Brennbarem auf der Erde sind so groß (Wald, Wohnbauten, Brennstoffe und Chemieerzeugnisse), daß der Mensch förmlich bis zu den Knien in kohlenwasserstoffhaltigem Treibstoff versinkt. Sein Entflammen als Folge eines nuklearen Schlagabtausches – das bewiesen Berechnungen von Wissenschaftlern aus den USA und der UdSSR an verschiedenen Modellen – stürzte die Welt am nächsten Tag in eisige Kälte und Finsternis."

Jewgeni WELICHOW,
Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR

DER NUKLEARE WINTER: WAS BEDEUTET ER?

Wladimir ALEXANDROW, Sektorenleiter für Klimamodellierung am Rechenzentrum der Akademie der Wissenschaften der UdSSR

Aus dem APN-Bulletin SOWJETSKAJA PANORAMA

Diese Tatsache hat noch nicht im Bewußtsein der Allgemeinheit Fuß gefaßt, sie ist neu und paradox zugleich: Die klimatischen Folgen eines Kernwaffenkrieges werden bedeutend stärker als die der direkten Wirkung von Kernwaffen sein. Die katastrophalen Veränderungen der Umwelt beginnen einige Tage nach dem Kernkonflikt und wirken sich auf den gesamten Erd-

ball für die Dauer von einigen Jahren, und zwar in Abhängigkeit vom Ablauf des Kernkrieges aus.

Zum hauptsächlichen klimatischen Effekt wird eine einschneidende und lange Abkühlung der Luft über den Kontinenten. Der Temperaturfall wird durch eine starke radioaktive Verseuchung der Atmosphäre, durch Staub und Ruß, der bei den Bränden von Städten, Industriekomplexen, Brennstoffvorräten und Wäldern entsteht, hervorgerufen.

TEMPERATURSCHOCK

Die im Rechenzentrum der Akademie der Wissenschaften auf der Grundlage eines Klimamodells angestellten Berechnungen beweisen, daß schon einen Monat nach einem Konflikt unter Einsatz von nuklearer Munition einer Stärke von 10 000 Megatonnen[1] die Temperatur im Nordwesten der USA über 30 °C niedriger sein wird als gewohnt; im Nordosten der USA um mehr als 40 °C; auf Alaska um 35 °C; auf Kamtschatka um 40 °C; in Europa um 50 °C; in Arabien um 51 °C und in Mittelamerika um 22 °C niedriger.

Doch damit nicht genug. Die Abkühlung – für den Fall eines Nuklearkriegs auf der nördlichen Halbkugel – betrifft auch den Süden. Die beträchtliche radioaktive Verseuchung der Atmosphäre auf der nördlichen Halbkugel führt zu einem Ansteigen des Temperaturunterschiedes zwischen den Erdhälften, zur globalen Umkehrung der Bewegung der Atmosphäre und als Folge davon zur intensiven Verschleppung radioaktiver Schadstoffe über den Äquator hinweg. Im Ergebnis dessen ist die Abkühlung der Luft auf der südlichen Halbkugel und in den Tropen etwa dieselbe wie auf der nördlichen Halbkugel.

Wenn aber in den unteren Schichten der Atmosphäre die Lufttemperatur einschneidend sinkt, dann wird sich die radioaktiv verseuchte Atmosphäre bedeutend stärker erwärmen als gegenwärtig. Von einem anomal niedrigen Wert auf der Oberfläche des Festlands steigt die Lufttemperatur allmählich bis zu einem anomal hohen Wert in 8–12 Kilometer Höhe. Die Atmosphäre wird superbeständig. Die vertikalen Luftströme (Konvektion) und folglich die vertikale Bewegung des Wasserdampfes wird merklich unterdrückt. Grundlegend ändert sich der hydrologische Zyklus der Atmosphäre. Ihre natürliche Selbstreinigung geht bedeutend langsamer vonstatten als gegenwärtig.

Der Ozean kühlt sich kraft seiner kolossalen thermischen Trägheit langsamer ab. Die Berechnungen verdeutlichen, daß nach zehn Monaten der mittlere Temperaturrückgang auf der Ozeanoberfläche ungefähr 1,2 Grad Cel-

[1] Die auf Hiroshima abgeworfene Atombombe hatte eine Detonationsstärke von 20 KT. Heute haben die Sprengköpfe in den Arsenalen der Kernmächte eine Sprengkraft von 10–20 MT und mehr. – die Red.

sius beträgt. Deshalb kühlt sich die Luft über dem Ozean „nur" um einige Grad ab, was aber immer noch ausreichend für die Bildung dichten Nebels ist, der viele Monate über dem Wasser stehen bleibt. Entlang der Meeresküsten kommt es wegen des großen Temperaturunterschiedes zwischen dem Festland und dem langsam abkühlenden Ozean zu verheerenden Hurrikanen, die von beträchtlichen Niederschlägen als Schnee über einem breiten Uferstreifen begleitet werden. Das bedeutet, daß unabhängig von den Jahreszeiten der lange nukleare Winter beginnt.

Im Innern der Kontinente liegt die Niederschlagsmenge fast bei Null, die Ernte wird vernichtet, die Haustiere aber, falls sie die Kälte überleben, sterben an Durst, weil das Trinkwasser vorwiegend nur noch gefroren vorkommt.

Der geschilderte Effekt eines schockartigen Falls der Lufttemperatur über dem Festland ist die hauptsächliche, aber nicht die einzige Folge eines nuklearen Konflikts.

VERÄNDERTE ATMOSPHÄRE

Während nuklearer Detonationen in großer Höhe gelangt eine große Zahl von Stickstoffoxiden in die Atmosphäre, die den üblichen Anteil um ein Mehrfaches übertreffen. Das führt zur Zerstörung der Ozonschicht, und nach der Auflösung des Rauchs steigt die Intensität der tödlichen UV-Strahlung um einige Male.

Kernexplosionen in niedriger Höhe dagegen führen nahe der Erdoberfläche zu einer erhöhter Konzentration des Ozons, das biologisch gesehen eine giftige Substanz ist.

Was für Folgen außer den offensichtlichen hat das Einäschern der Zivilisation noch? Ungefähr ein Sechstel der gesamten urbanisierten Fläche – ca. 240 000 Quadratkilometer – wird beim Einsatz von Kernwaffen mit einer Gesamt-Detonationsstärke von 5000 MT verbrennen. Bei den Feuersbrünsten in den Städten werden Unmengen giftiger Gase wie Kohlenmonoxid, Zyanid, Dioxin und Furan ausgeschieden. Ihre Übertragung durch die Winde hat die Zerstörung der ökologischen Systeme zur Folge.

Die tropischen Wälder – Hauptträger des organischen Lebens auf der Erde und Hauptquelle des Sauerstoffs – gehen selbst bei kurzzeitiger Einwirkung von Kälte und Finsternis ein, weil sie nur in einem sehr engen thermodynamischen Bereich existieren und scharfe Schwankungen von Temperatur und Lichtintensität nicht überleben können. Das führt zum Tod von Pflanzen und Tieren, die Biosphäre bleibt ohne die Hauptquelle des Sauerstoffs.

All diese Effekte treten zwangsläufig praktisch bei jedem beliebigen Kernkrieg ein. Selbst bei der Detonation einer 100 MT-Kernladung über Großstädten fällt die Lufttemperatur an der

Erdoberfläche in mittleren Breiten rapide und bleibt für drei Monate unter dem Gefrierpunkt des Wassers.

Die geografische Seite nuklearer Kriegshandlungen ist dabei ohne Belang. Bei einem globalen Kernkonflikt zeigen sich die klimatischen Folgen auf der nördlichen Halbkugel praktisch sofort, im Süden nach einigen Wochen. Bei einem lokalen Kernkonflikt an einem beliebigen Punkt unseres Planeten verursacht der allgemeine Mechanismus der Zirkulation in der Atmosphäre eine radioaktive Verseuchung der gesamten Erdatmosphäre innerhalb von ein bis zwei Monaten.

Bei einem Kernkrieg – egal mit welchem Verlauf – sehen sich die den Erstschlag überlebenden Menschen mit äußerster Kälte, dem Fehlen von Trinkwasser, Nahrung und Brennstoffen, der Einwirkung großer Strahlungsdosen, radioaktiver Verseuchung, Krankheiten unter den Bedingungen äußersten psychologischen Streß' und all das in Dämmerung oder Finsternis konfrontiert. Deshalb bedeutete ein Kernkrieg – unabhängig von seiner Größenordnung – entweder das völlige Verschwinden der menschlichen Rasse oder ihren Sturz auf ein vorgeschichtliches Niveau.

„Wir richten an die USA und an ihre Verbündeten den unzweideutigen Appell: Es ist an der Zeit, ihren Teil der Verantwortung für das Schicksal der Welt durch konkrete Taten zu bestätigen, sich der Aussichtslosigkeit der Politik der Stärke und der Spekulation auf Hochrüstung bewußt zu werden und nicht vorgeheuchelte, sondern wirkliche Bereitschaft zu zeigen, einen Dialog und Verhandlungen zu führen, um gegenseitig annehmbare Lösungen für Fragen zu finden, von denen die Zukunft der Menschheit abhängt. Auf seiten der Sowjetunion mangelt es nicht an solcher Bereitschaft.

... Unser unermüdlicher und – das kann man ohne Übertreibung sagen – energischer Kampf um die Einstellung des Wettrüstens dient über sein unmittelbares Anliegen – Verminderung der Kriegsgefahr – hinaus auch dem Zweck, freiwerdende enorme materielle Mittel auf Bemühungen um die Hebung des Wohlstandes der Völker, auf die Belange von Gesundheitswesen, Kultur und Bildung und auf den Bau von Wohnungen umzuorientieren. Somit könnte ein bedeutender Teil der freigesetzten Mittel für die Entwicklungshilfe verwendet werden. Dieser Linie folgen wir auch in den bilateralen Beziehungen, wir vertreten sie auf internationalen Foren, darunter auch in der UNO. Davon werden wir uns auch künftig leiten lasse."

Aus der Antwort des Generalsekretärs des ZK der KPdSU und Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, Konstantin TSCHERNENKO, auf Fragen der „Prawda" zur aktuellen internationalen Lage und zur Sicherung des Friedens vom 14. Juni 1984

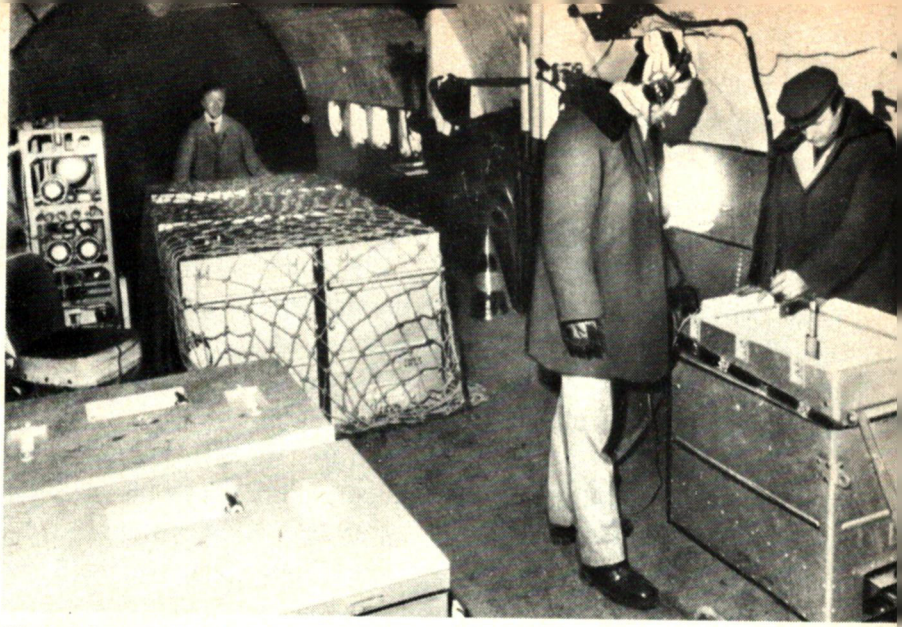
SCHNEE-BEKÄMPFUNG ÜBER MOSKAU

Boris LIWSCHIZ, Kandidat der technischen Wissenschaften
Alexander PIMENOW, ordentliches Mitglied der Geographischen Gesellschaft der UdSSR
Nikolai MASURIN, Kandidat der geographischen Wissenschaften

Text und Fotos aus der Zeitschrift GORODSKOJE CHOSJAISTWO MOSKWY

Moskau ist eine schneereiche Stadt. Die jährliche Schneedecke kann hier bis zu 150 cm stark sein. Dieser Schnee muß schnell verschwinden, denn schon wenige Zentimeter bringen den Lebensrhythmus der Millionenstadt durcheinander. Für die Schneeräumung werden in Moskau beträchtliche Summen aufgewendet, acht Zentimeter kosten eine Million Rubel. Geht's nicht billiger? Natürlich könnte man die Technologie der Schneeräumung und die Technik selbst vervollkommnen. Ein radikalerer Weg führt über die Regulierung der Niederschlagsmenge mit Hilfe von Flugzeugen. Damit befaßt sich ein im Jahre 1981 gegründetes Labor.

Die Luft über Moskau enthält eine große Menge von Aerosolen infolge wirtschaftlicher Tätigkeit des Menschen. Diese verschmutz-



Die Container mit dem Trockeneis und Kohlendioxidschnee werden an Bord einer An 12 geladen.

◀ Auf dem Foto des Wettersatelliten ist eine Frontalzone in der Umgebung Leningrads und Moskaus zu erkennen. Solche Satellitenbilder sind Arbeitsgrundlage für den Wetterschutzdienst.

Schon fünf Minuten nach der Injektion mit dem Kohlendioxidschnee bilden sich diese Waken.

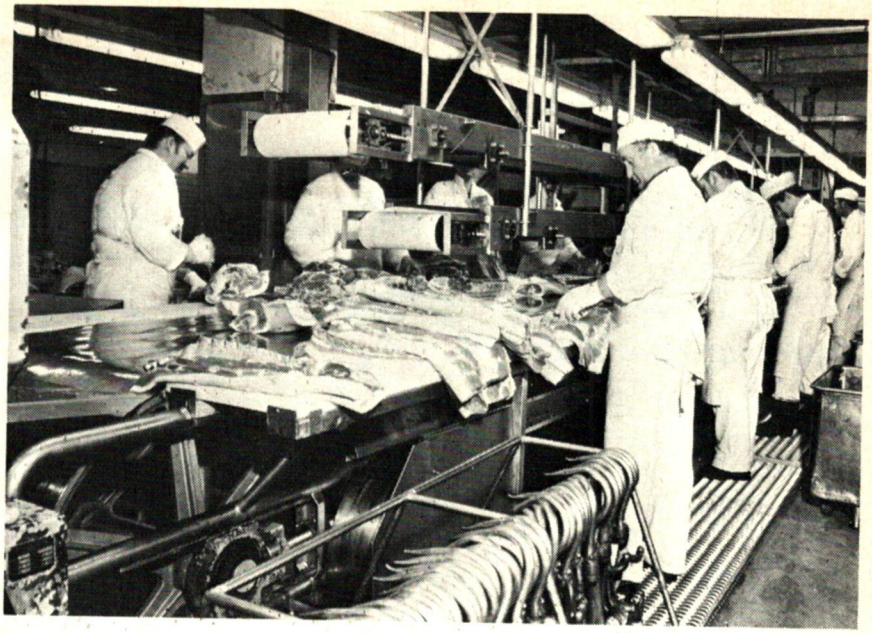
te Schicht reicht bis in eine Höhe von mehr als 400 Meter. In die untere Schicht der Schneewolken eindringende Aerosole beschleunigen die Niederschlagsbildung. Deshalb fällt in Moskau mehr Schnee als im Moskauer Gebiet, dessen Felder aber eine starke Schneedecke brauchen. Mit Hilfe der Flugzeuge dirigieren die Wetterfrösche die Niederschläge aus der Stadt aufs Land.

Das geht so vor sich: In die Wolke wird ein Reagens – Kohlendioxidschnee und Trockeneis mit einer Temperatur von –79 °C – eingebracht, das die an Wolken, Dampf und flüssigen Tropfen reiche Luft stark abkühlt und die Bildung von Eiskristallen fördert. Sie erreichen schnell die Niederschlagsgröße und fallen als Schneeflocken außerhalb der Stadt. Moskau bleibt von starkem Schneefall verschont.

Das Einbringen des Reagens in die Wolke bildet aber lediglich den Abschluß langwieriger Vorbereitungsarbeiten. Vor allem muß die benötigte Kohlendioxidmenge errechnet werden. Deshalb wird ein Flugzeug in das Wolkengebiet entsandt, dessen Besatzung die Wolken sondiert, die Temperatur, Größe und mikrophysikalische Struktur der Wolkenschicht sowie die Windgeschwindigkeit und andere Witterungsverhältnisse erkundet. Erst nachdem die Reagensdosis feststeht, beginnt die Besatzung mit der Zerstäubung. Der Einsatz des Kohlendioxids hat keinen Einfluß auf seinen Kreislauf in der Natur, denn auch die stärkste Kohlendioxiddosis ist im Vergleich zu deren natürlicher Konzentration in der Atmosphäre verschwindend gering.

Der Wetterschutzdienst begann mit Testflügen. Vieles war zu überprüfen, jeder Eingriff in atmosphärische Prozesse erfordert äußerste Vorsicht. Und so gab es vorerst nur an Feiertagen schneefrei. Fliegende Patrouillen beobachten jetzt aber regelmäßig die Bewegung der Schneewolken über Moskau. Das Labor ist nun dabei, starke Regenfälle zu verhindern, die Gewitteraktivität der Wolken im Sommer zu mindern und kalte Nebel aufzulösen.

Der Wetterschutzdienst hat sich in den zwei Jahren seiner Existenz bereits bezahlt gemacht. Allein 1983 blieben Moskau 20 cm Neuschnee erspart.



HOCHQUALIFIZIERTE TECHNOLOGEN UND INGENIEURE

- für die Fleischverarbeitung
- für die Lagerung von Obst und Gemüse
- für Projektlieferungen
- für Verkaufseinrichtungen
- für Küchenausrüstungen
- für Holzverarbeitungsmaschinen
- für Ersatzteile

AUF UNS KÖNNEN SIE ZÄHLEN

RETATORG OY

Retatorg Oy, PL 36
(Export-Import) 79 101 Leppävirta
Finnland
Tel. int. 358-72-42621
Telex 4338 retat sf

Wird der Indische Ozean zu einer Zone des Friedens oder der Spannungen in dieser Region? Diese Frage wurde in den letzten Jahren zu einem Brennpunkt der internationalen Politik.

DER INDISCHE OZEAN BRAUCHT FRIEDEN

Nikolai AMELKO, Admiral
und Stellvertreter des Generalstabschefs der Streitkräfte der UdSSR

Aus der Zeitung PRAWDA (gekürzt)

Bereits im Jahre 1971 nahm die UNO-Vollversammlung auf Initiative der Blockfreien eine Deklaration über den Indischen Ozean als eine Zone des Friedens an. Zugleich wurde ein Sonderkomitee beauftragt, eine Konferenz für die Ausarbeitung eines internationalen Abkommens einzuberufen. Doch die Verwirklichung der Deklaration stieß auf den direkten Widerstand der USA und einiger ihrer Verbündeten.

Das Gebiet des Indischen Ozeans ist eines der dichtbesiedeltsten auf der Erde: in 40 Insel- und Festlandstaaten lebt ungefähr ein Drittel der Menschheit. Hier gibt es äußerst wichtige Wasser- und Luftverbindungen zwischen Europa, Ostafrika, dem Nahen Osten, Süd- und Südostasien, dem Fernen Osten, Australien und Ozeanien. Diese Region ist äußerst reich an Naturschätzen.

Seit den 60er Jahren schufen die USA hier Grundlagen für ihre militärische Präsenz: Einige Ge-

biete des Indischen Ozeans wie den Persischen Golf reihten sie in die Kategorie lebenswichtiger Interessensphären für sich ein. Für seine „Diplomatie der Flugzeugträger" wendet Pentagon in den nächsten fünf Jahren 25 Milliarden Dollar auf.

Washington stationiert in dieser Region bedeutende militärische Gruppierungen, die mit modernsten Angriffswaffen einschließlich nuklearer ausgerüstet sind. Sie befinden sich auf den amerikanischen Stützpunkten, an Bord der Flugzeugträger und der strategischen B-52-Bomber, die ständig über dem Indischen Ozean patrouillieren. Der gesamte ozeanische Raum wird von Spionagesatelliten der USA überwacht. Nicht ausgeschlossen ist die Entfaltung der wassergestützten Streitkräfte der USA und ihrer Verbündeten. Es ist verständlich, welche Bedrohung die Verwirklichung dieses Planes für die Staaten dieser Region und für den Weltfrieden überhaupt darstellt.

Die USA versuchen natürlich, ihre Handlungen irgendwie zu begründen. Dazu berufen sie sich auf die „sowjetische militärische Bedrohung", auf, „das Streben Rußlands nach den warmen Meeren". Aber diese Argumente halten keiner Kritik stand. Die Anliegerstaaten des Indischen Ozeans wissen, daß die Sowjetunion bereits 1964 vorschlug, hier eine kernwaffenfreie Zone zu schaffen und daß die USA dieser Initiative nicht zustimmten. 1971 trat die Sowjetunion erneut für die Idee der Umwandlung des Indischen Ozeans in eine Zone des Friedens ein.

Sechs Jahre vergingen, ehe die USA zustimmten, sich an den Verhandlungstisch zu setzen, um mit der Sowjetunion mögliche Wege einer gegenseitigen Begrenzung der militärischen Tätigkeit im Indischen Ozean zu erörtern. Vier Verhandlungsrunden erlaubten, reale Möglichkeiten einer schrittweisen Lösung des Problems zu finden: in der ersten Etappe das Einfrieren des Präsenzniveaus der Seiten; in der zweiten die allmähliche, schrittweise Einschränkung der militärischen Tätigkeit und die Liquidierung der ausländischen Militärstützpunkte. Die UdSSR schlug vor, in der Übereinkunft der ersten Etappe das Niveau der militärischen Präsenz der Verbündeten der Seiten (Bündnisfaktor) wie auch das Vorhandensein von Militärstützpunkten der USA und ihrer Verbündeten in der Zone einschließlich in den unmittelbar an den Indischen Ozean grenzenden Gebieten (Anliegerfaktor) zu berücksichtigen. Die Seiten sollten sich verpflichten, bereits in der ersten Etappe keine strategischen Kräfte in das Gebiet des Indischen Ozeans zu verlagern und keine Infrastruktur für die Handlungsfähigkeit der strategischen Kräfte dort zu schaffen.

Doch während der Verhandlungen fing Washington an, für die

UdSSR offenkundig unannehmbare Forderungen und Ansprüche zu stellen. Insbesondere weigerte es sich, dem Bündnisfaktor und dem Anliegerfaktor sowie der Ausdehnung des Abkommens auf den amerikanischen Militärstützpunkt Diego Garcia Rechnung zu tragen, und beharrte auf dem Recht für die USA, auch künftig Flottenverbände einschließlich Flugzeugträger und Atom-U-Boote in den Indischen Ozean zu entsenden. Zum Abschluß der vierten Verhandlungsrunde verzichteten die USA auf ihre Fortsetzung überhaupt.

Mit dem Machtantritt der Reagan-Administration nahmen die Kriegsvorbereitungen Washingtons im Indischen Ozean besonderen Aufschwung. Die USA erklären immer neue Gebiete zu Sphären ihrer Lebensinteressen (dazu gehören jetzt 19 Staaten). In den letzten Jahren befinden sich im Arabischen Meer und Persischen Golf ständig bis zu zwei Flugzeugträgerstoßgruppierungen, zu denen je 1–2 Mehrzweckflugzeugträger (mit 180 Kampfflugzeugen an Bord), je 2–4 Kreuzer mit Raketenwaffen, je 9–12 Torpedobootzerstörer und Fregatten, je 2–3 Mehrzweck-U-Boote und 12–18 Versorgungsschiffe gehören. Im Fall einer Verschärfung der Lage in einem beliebigen Land der Region verdoppeln sich praktisch die Stoßkräfte der USA. Gleichzeitig schnellt die Zahl der Flugzeuge auf 360 hoch, von denen 150–160 kernwaffentragend sind.

Im Gebiet des Indischen Ozeans gibt es rund 30 amerikanische Militärstützpunkte. Erweitert und modernisiert werden die Basen in Somalia (Berbera, Mogadischu, Chargeisa), in Kenia (Mombasa), in Saudiarabien (Dachran), in Oman (Markas-Tamarid), in Bahrein (Manama). Die Flugplätze auf Diego Garcia, in Masir und andere werden auf die Wartung von strategischen B-52-Bombern und schweren Transportflugzeugen vorbereitet. Die USA versuchen neue Stützpunkte in Pakistan, Sri Lanka, auf den Komoren und Malediven sowie in Bangladesh zu erhalten.

Für die Verwirklichung einer bewaffneten Intervention schuf das Pentagon die 220 000 Mann starke Schnelle Eingreiftruppe und arbeitete es einen Plan ihres operativen Einsatzes aus. Unterstellt sind sie dem sogenannten Zentralkommando (CENTCOM), dessen Führungsgruppe seit Januar 1983 im Mittleren Osten stationiert ist. In den „Verantwortungsbereich" dieses Kommandos sind der nordwestliche Teil des Indischen Ozeans und die Territorien einer Reihe Staaten Afrikas, des Nahen sowie Mittleren Ostens eingeschlossen.

Washington zieht, wenn nicht direkt so doch auf Umwegen, die wichtigsten seiner NATO-Bündnispartner in die Militarisierung der Region hinein. Frankreich z. B. hat im westlichen Teil des Indischen Ozeans 8–10 Kriegsschiffe sowie bis zu 12 000 Soldaten stehen. Großbritannien entsendet

regelmäßig zu Patrouillenfahrten bis zu 10 Kampf- sowie Hilfsschiffe in den Indischen Ozean. Auch die BRD schickt ihre Kriegsschiffe dorthin, die an Manövern mit den Amerikanern teilnehmen.

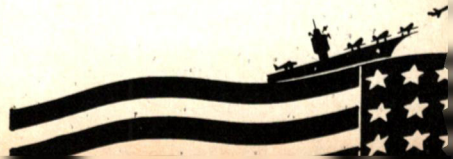
So wuchs durch die Schuld der aggressiven Kräfte das Problem des Indischen Ozeans über seinen regionalen Rahmen hinaus und wurde zu einem insgesamt negativ auf die Entwicklung der internationalen Lage wirkenden Faktor. Die Stärkung der Schnellen Eingreiftruppe und das Bestreben der USA, sich militärisch in der Straße von Hormus und im Persischen Golf zu etablieren, schaffen eine Atmosphäre äußerster Beunruhigung in der ganzen Welt, erhöhen die Gefahr des Entstehens neuer militärischer Konfliktherde vor allem für die Anliegerstaaten der Region. Gleichzeitig verstärkt sich die militärische Bedrohung für die Sowjetunion aus südlicher Richtung.

Auf der 38. Vollversammlung der UNO wurde eine Resolution angenommen, die ein Sonderkomitee der UNO damit beauftragte, entschiedene Schritte für den Abschluß der Vorbereitungsarbeiten zur Einberufung einer Konferenz über den Indischen Ozean nach Colombo im Jahre 1985 zu unternehmen.

Die UdSSR setzt sich aktiv für die Realisierung der Idee einer Zone des Friedens im Indischen Ozean ein. Ihrer Meinung nach könnten die Anliegerstaaten des Ozeans noch vor Einberufung der Konferenz von Colombo erklären, daß sie sich aller Schritte enthalten, die die Lage in dieser Region komplizieren könnten. Diese Staaten könnten den Beschluß fassen, keine militärischen Flottenverbände in den Indischen Ozean zu entsenden, keine militärischen Übungen und Manöver abzuhalten und keine neuen Militärstützpunkte zu errichten.

Die UdSSR tritt dafür ein, daß keine einzige Macht versucht, den Indischen Ozean zur Sphäre ihrer Interessen oder ihres Einflusses zu machen. Ihrerseits erklärte sich die Sowjetunion bereit, auf sich die Verpflichtung zu nehmen, im Indischen Ozean keine Kernwaffen zu stationieren und sie nicht gegen jene Länder der Region einzusetzen, die auf die Erlangung solcher Waffen verzichten und sie nicht auf ihrem Territorium haben.

Die Sowjetunion erwartet, daß die USA und ihre Verbündeten endlich auf die Stimme der Vernunft hören und von ihren Versuchen lassen, die Einberufung einer internationalen Konferenz, die die Umwandlung des Indischen Ozeans in eine Zone des Friedens fördern könnte, zu torpedieren.



DEN MENSCHEN DIE WAHRHEIT SAGEN

Ich möchte, daß die Sputnik-Leser den Text eines Briefes zur Kenntnis bekommen, den ich an die Redaktion der wichtigsten Melbourner Tageszeitung sandte:

„Werte Herren! Wozu all dieser Lärm und die Toasts zu Ehren des 40. Jahrestages der Landung der Alliierten in der Normandie, als ob dieses Ereignis die entscheidende Rolle bei der Befreiung Europas durch die tapferen Soldaten der USA, Großbritanniens und Frankreichs gespielt hätte. Warum sagt man den Menschen nicht die Wahrheit? Zum Wendepunkt im zweiten Weltkrieg wurde die Stalingrader Schlacht von 1942/43 nicht aber die zwei Jahre später erfolgte Anlandung der alliierten Truppen in der Normandie. Ohne den Sieg bei Stalingrad und die nachfolgenden Siege der sowjetischen Truppen, ohne die hervorragende Tapferkeit und Selbstaufopferung der sowjetischen Soldaten wäre die Landung in der Normandie nicht möglich gewesen. Natürlich haben auch die Alliierten Siege errungen, aber diese waren unerheblich im Vergleich zu den bedeutenden Erfolgen der sowjetischen Streitkräfte, die – ob wir das wahrhaben wollen oder nicht – ausschlaggebend für die Zerschlagung des Hitlerfaschismus waren."

Harry GRUNER,
Melbourne (Australien)

WORTE UND TATEN

Während seines Besuches in China im April dieses Jahres redete der amerikanische Präsident Reagan viel über den Frieden, die Freiheit und den Glauben an Gott. Man kann doch aber kaum den Frieden bei fortgesetztem Wettrüsten, insbesondere dem nuklearen, erhalten, wenn also alle Menschen – die göttliche Schöpfung - einer schrecklichen Gefahr ausgesetzt sind? Wie verträgt sich mit dem wahren Glauben an Gott die Vorbereitung eines Nuklearkriegs zur Errichtung der Weltherrschaft? Und soll etwa die Tatsache, daß ein so mächtiges Land wie die USA ein solch kleines Volk wie das Grenadas angriff, als Ausdruck von Freiheit angesehen werden?

Nicht umsonst heißt es: „An ihren Taten sollst du sie erkennen, nicht an ihren Worten"!

Hoang-Thanh BINH,
Long-Xuyen (Vietnam)

EINER MEINUNG

Wegen Armut konnte ich keine Schule besuchen. Arm zu sein, ist in der kapitalistischen Welt eine unverzeihliche Schmach. Aber ich habe nicht vor, unser Gesellschaftssystem zu kritisieren oder mich als Anhänger Ihrer Ideologie zu bezeichnen. Ich lese nur den „Sputnik" mit großem Interesse, um Sie besser zu verstehen. Ich stimme mit Ihnen darin überein, daß schon die Idee eines nuklearen Konfliktes für den Westen wie Osten grauenerregend ist. Niemand kann sich vorstellen, was auf der Erde nach einem beispiellosen Opfergang bliebe. Ich verspüre Angst, wenn ich über diese schreckliche Bedrohung nachdenke, die über der Menschheit schwebt.

Gaston BOISVERT,
Quebec (Kanada)

AUFGEZWUNGENE MASSNAHMEN

Im Ergebnis der Stationierung neuer amerikanischer Mittelstreckenrake-

ten in Westeuropa war die Sowjetunion gezwungen, zusammen mit der DDR und ČSSR Antwortmaßnahmen zu ergreifen. Ich unterstütze voll und ganz diese Maßnahmen, denn gerade in Europa muß das militärische Gleichgewicht gewahrt bleiben.

Peter ROTHE,
Dresden (DDR)

ERFREULICHE VERÄNDERUNGEN

Ich lese Ihre Zeitschrift seit einigen Jahren. Früher habe ich ganz andere Journale zu lesen bekommen. Die trieften vor Antisowjetismus, schwappten vor Artikeln der Machart „Sowjetspion in New York enttarnt", „Die fliegenden Aeroflot-Spione" und anderen über.

Jetzt, fünf Jahre nach der Revolution, können wir uns mit Ihrem Land bekanntmachen, mit dem Leben der sowjetischen Menschen, der Geschichte der UdSSR, können wir die Werke der Sowjetliteratur lesen und begreifen, wie wir hinters Licht geführt wurden.

Dank unserer Revolution sind uns jetzt Bücher zugänglich, Buchausstellungen finden statt. Nikaragua nimmt sogar an Buchmessen im Ausland teil. Wir wissen jetzt mehr über die verschiedensten Völker und Staaten. Allmählich erhöht sich das Kulturniveau des gesamten Volkes.

Roberto Alvarado ALVAREZ,
Managua (Nikaragua)

WAHRER INTERNATIONALISMUS

Im spanischen Fernsehen lief ein beeindruckender Streifen über spanische Kinder, die während des Bürgerkrieges 1936–1939 in die Sowjetunion gebracht worden waren. Wir konnten die Gastfreundschaft des sowjetischen Volkes schätzen lernen, seine Hilfe und tiefe internationalistische Treue. Wer die Reportage sehen konnte, war beeindruckt. Schade, daß wir so wenig über die Sowjetunion wissen.

Maximo Puente REMIRO,
Zaragoza (Spanien)

Als das republikanische Spanien von den Faschisten überfallen wurde, eilten den freiheitsliebenden Spaniern Arbeiter aus aller Welt zu Hilfe. Ich bin stolz darauf, daß ich zu ihnen gehörte. (Dem Brief liegt ein Dokument bei, das dem ehemaligen Spanienkämpfer Jean Solard seine Zugehörigkeit zu den Interbrigaden bestätigt – *d. R.*). *In den Interbrigaden kämpften damals etwa 30 000 Angehörige von 50 Nationalitäten. Das einzige Land, das damals wirksame Hilfe erwies und Waffen lieferte, war die Sowjetunion. Für immer habe ich mir die Dankbarkeit für diese Hilfe der Sowjetmenschen, für ihren aufopfernden Kampf gegen den Faschismus bewahrt.*

Jean SOLARD,
Assier (Frankreich)

MEINUNGEN, MEINUNGEN...

Solche Beiträge wie „Die Spur der ‚Grauen Wölfe'" (Heft 3/84) und „Wem Aldo Moro im Wege war" (Heft 10/83) stellen Dokumente von großer politischer Bedeutung dar. Objektiv und ernsthaft geben sie eine Vorstellung von der wahren Sachlage. Vielen Dank den Autoren für diese Leistung.

Mercedes M. de ALVAREZ,
Bogota (Kolumbien)

Den „Sputnik" möchte ich nicht mehr missen, denn was man da alles über Ihr Land erfahren kann, ist einfach wunderbar. Sei es zur Technik oder die Beschreibung einzelner Regionen der UdSSR und auch die Speisekarte verschiedener Gegenden, die ebenso wie die Mode das Interesse meiner Frau finden.

Johannes KIESSLING,
Nürnberg (BRD)

DIE KÜNSTLERISCHE ERBIN PIROSMANASCHWILIS

Russudan CHANTADSE
Fotos: Alexej SWERDLOW/APN

Natela Iankoschwili

Natela Iankoschwili ist ein verschlossener, schüchterner und unentschlossener Mensch. Sie mag nicht und versteht es auch nicht, über sich zu erzählen. Und selbst wenn sie Journalisten ein Interview geben muß, eilt oft ihr Mann zu Hilfe. Natela schweigt mehr, fast mürrisch schaut sie aufmerksam auf ihren Gesprächspartner. Kaum zu glauben, daß diese kleine Frau mit den unschlüssigen Bewegungen die Autorin von Bildern ist, die Kühnheit, Entfesseltheit und Emotionalität ausstrahlen.

„Das Rätsel Iankoschwili" definieren viele Kritiker ihre künstlerische Schaffensweise und meinen damit vor allem die originelle Farbpalette und die ungewöhnlichen Kompositionen. Die Künstlerin wählt für die Leinwand einen dunklen Untergrund, als ob sie die Leinwand mit leuchtend schwarzer Farbe begossen habe, und auf diesem Untergrund malt sie mit energischem Strich (man sagt ihr nach, daß sie keine „weibliche" Hand habe).

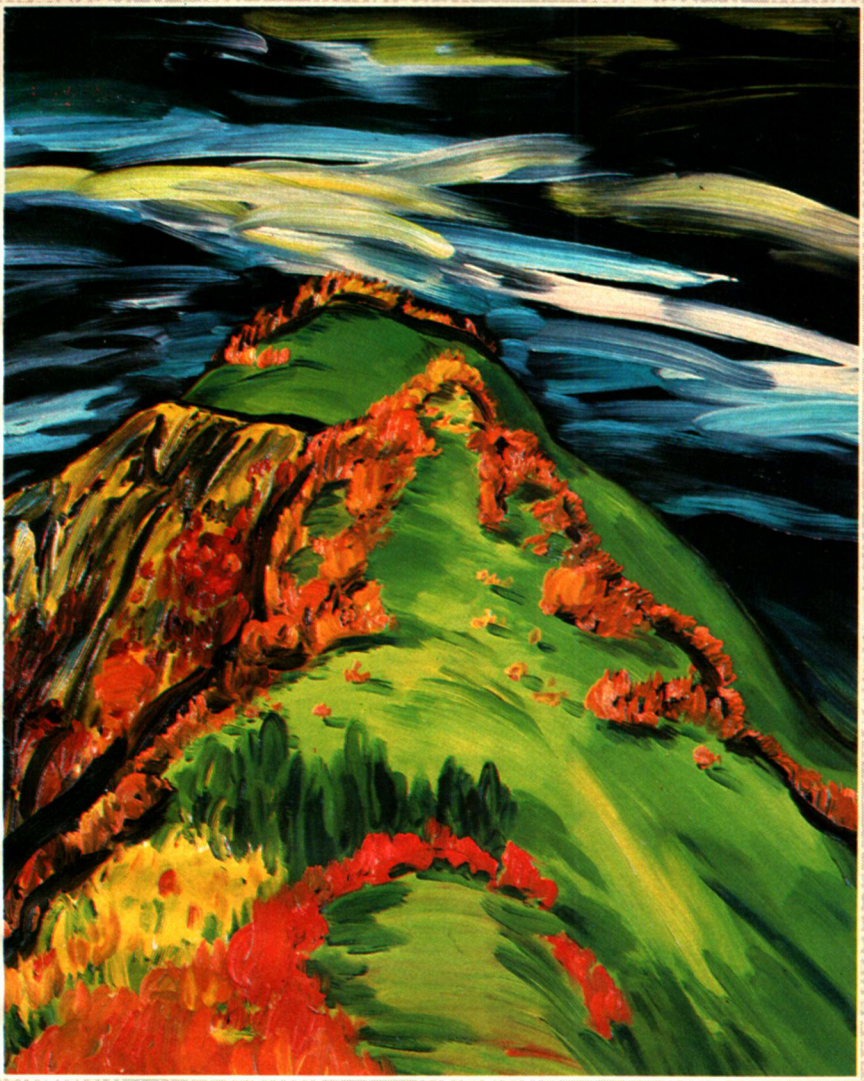
Iankoschwili nennt man oft die geistige Erbin Niko Pirosmanaschwilis, jenes bekannten georgischen Primitiven-Malers vom Ende des 19. Jahrhunderts. Ja, die Schaffenswelt Pirosmanaschwilis wie auch die Welt der alten grusinischen Fresken sind der Künstlerin nahe. Vollendet beherrscht sie das Farbenspiel. Aber bei Iankoschwili wie bei ihren Vorgängern ist das niemals nur Selbstzweck, sondern ein

„Nina Tschawtschawadse-Gribojedowa". 1958

Mittel zur Enthüllung der Innenwelt des Menschen.

Was schreibt Natela selbst über die Beziehung ihrer Schaffensweise zum geistigen Vermächtnis Pirosmanaschwilis: „Ich staune und staune über seine ungewöhnliche, aber wahrhaftig menschliche Deutung des Dargestellten, über das seltene Koloritgefühl, die Fähigkeit, in das Wesen einer Erscheinung oder eines Gegenstandes einzudringen, über den erstaunlichen Lakonismus, die Einheit von Inhalt und künstlerischer Form. In bezug auf einige Bilder bemerkte man mir gegenüber oft, daß ich Pirosmanaschwili ähnlich sei, aber niemand sagte, daß ich ihn kopiere. Zwischen Nachahmung und Ähnlichkeit besteht ein großer Unter-

Der Tempel „Ikalto". Altertumsdenkmal der georgischen Architektur. 1976



„Am Stadtrand von Signachi". 1968

schied. Ähnlich zu sein ist eine natürliche Erscheinung und bedeutet eine gewisse Geistesverwandtschaft. Nachahmerei zeugt von Armut, vom Fehlen des eigenen ‚Ich'."

Natela wurde 1918 in der Familie eines Pädagogen in der georgischen Stadt Gurdshaani in Kachetien geboren, einem Erden-

fleck mit hellblauem Himmel und grünen Weinpflanzungen, hohen Bergen und sonnigen Tälern, einzigartigen Denkmälern des Altertums und mutigen, schönen Menschen. Diese Welt umgab Natela seit der Kindheit, sie lebt in der Seele der Künstlerin, auf ihren Leinwänden. Im Schaffen Iankoschwilis ist die Malerei mit der dekorativen Kunst verknüpft, koexistieren Exaktheit und Lebendigkeit der Form mit Bedingtheit, bilden grelle, selbst gewagte Farbkontraste eine erlesene harmonische Farbskala. Natela schafft eine einmalige künstlerische Welt, die den Betrachter verzaubert, auf unerklärliche Weise seine Gefühle beeinflußt. Ihre Methode wendet die Künstlerin nicht nur in der Malerei an, sie überträgt sie auch, ein in der Kunst seltener Fall, auf Grafik und Buchillustration. Ihre Arbeiten haben Stil. Sie liebt es, gleichzeitig verschiedenartige Objekte in verschiedenen Techniken zu malen. Aber das Lieblingsmetier der Künstlerin ist und bleibt das psychologische Porträt. Arbeiten in diesem Genre brachten der jungen Absolventin der Akademie der Künste Georgiens auf ihren frühen Ausstellungen in den 50er Jahren ersten Erfolg.

Man begann über sie zu sprechen, nachdem sie ihr „Porträt Nina Tschawtschawadse-Gribojedowas" gemalt hatte. Mit ihm schuf sie eine fühlbar-lebendige und gleichzeitig romantische, verallgemeinernde Gestalt, in der sich das Ideal der georgischen Frau verkörperte. Das Porträt

„Boris Pasternak in Zinandali". 1977

Illustration zu dem Buch von Schota Rustaweli „Der Recke im Tigerfell"

scheint aus feinstem blaugrünem Farbenspiel gewoben zu sein. Die größte Ausdruckskraft geht von den Augen voller Trauer aus, von dem wunderschönen Gesicht der Witwe Gribojedows.[1]

Alle Helden Natelas, seien es die Schauspielerin, der Lehrer, die Pianistin, die Teepflückerin, der Dichter, Mexikaner, Neger oder Kämpfer der kubanischen Volksmiliz, sind ihr innerlich verwandt, findet sich doch in jedem von ihnen ein Stückchen der

[1] A. S. Gribojedow (1795–1829) – bedeutender russischer Dramatiker, Dichter und Diplomat. Als Botschafter bei einem Anschlag von Fanatikern auf die Botschaft in Teheran getötet. – Die Red.

Künstlerin, die in diesen Menschen Güte und Freigebigkeit erkennt. Gleichzeitig versteht Iankoschwili das wiederzugeben, was die kennzeichnende Besonderheit jedes Menschen ist. Sie tut das mit einigen Strichen, wobei sie das Bild nicht mit überflüssigen Details befrachtet. Mal ist es der dynamische Rhythmus energischer Pinselstriche, die die Vergeistigtheit des Gesichts der Schauspielerin Dodo Tschitschinadse hervorheben; mal ist es die Zurückhaltung, ja sogar der Geiz der Ausdrucksmittel in dem „Porträt des Vaters"; dann wieder ist es die harmonische Verbindung von Statik und Dynamik im Porträt Pasternaks.

Dieses Porträt schuf Natela aus dem Gedächtnis, genauer gesagt unterstützt von ihrer Einbildungskraft. Ihre Hauptstütze war die Poesie Boris Pasternaks, denn den Dichter hatte die Künstlerin nur einmal gesehen, als der schon aller Welt bekannte Dichter nach Tbilissi gekommen war. Das Porträt zeigt nicht den weisen Meister, sondern einen Jungen: das schöne, stolze Antlitz, die die Zukunft befragenden Augen. Aber die unbeweglich wirkende, wie erstarrte Gestalt des Dichters hebt sich von der smaragdenen Üppigkeit jungen Grüns ab. Dieser Hintergrund vermittelt sehr fein die lyrische Stimmung des Gemäldes, die das eigentliche Element der Dichtung Pasternaks symbolisiert. Hier, wie auch in den Landschaftsserien imitiert oder kopiert Iankoschwili nicht die Natur. Sie interessiert die emotionale Befindlichkeit der Natur zu verschiedenen Jahreszeiten. Natela beschreibt keine Details. Dennoch schaffen der rhythmische Wechsel von schwarzen Flächen mit farbigen Pinselstrichen die Illusion von Gebirgspfaden, Bäumen und Flüssen.

Beim Malen der heimatlichen Erde erweckt Iankoschwili deren Vergangenheit zu neuem Leben. Sie fährt viel durch Georgien, sucht ihre Sujets und malt immer nur das, was wirklich ihre Aufmerksamkeit fesselt, sie zwingt, phantasievoll zu arbeiten. Natela sucht lange nach jenem Ort, von dem aus sie unbedingt malen muß. Ist er gefunden, dann enthüllt sich auf ihrer Staffelei Pracht und Größe der Denkmäler georgischer Baukunst, ihre harmonische Verbindung mit der Natur. Iankoschwili überträgt behutsam auf die Leinwand die malerisch in den hohen Bergen gelegene Basilika von Ateni und das im Schatten der Bäume verborgene Ubissi, die auf dem Bergplateau errichtete Dshwarikirche bei Mzcheta und die in Felsen eingemeißelte Höhlenstadt Uplisziche.

Die Sprache Iankoschwilis ist nicht einfach. Aber sie erschloß sich vielen Menschen in jenen Ländern, wo die Künstlerin ausstellte, so in Italien, Frankreich, Schweden, Mexiko und Griechenland. Sie erhält viel Post aus verschiedenen Städten in aller Welt. Den Betrachter fesselt an ihren Werken die Durchschaubarkeit und gleichzeitig Raffiniertheit sowie Kunstfertigkeit der Darstellung.

Eis und Leben sind Begriffe, die auf den ersten Blick unvereinbar scheinen. In einem Eiswürfel aus dem Kühlschrank oder in einem Hagelkorn werden Sie nichts Lebendes entdecken. Und trotzdem wage ich zu behaupten:

EIS IST EINE LEBENSSPHÄRE

Igor MELNIKOW, Biologe

Aus der Zeitschrift
PRIRODA I TSCHELOWEK

Die Rede ist von arktischem Eis, von der gigantischen „Kappe", die unseren Planeten an seinem Nordpol umgibt. Das heißt von der einmaligen, sich ständig bewegenden, gewaltigen Eisdecke des Nördlichen Eismeeres.

Dieses Eis gilt als ewig, ein Begriff, der sich in unserer Umgangssprache eingebürgert hat. Doch sein Sinn ist vom Standpunkt des Ozeanologen ungenau. Das arktische Eis taut wie jedes andere. Von einer einzelnen Eisscholle taut im Laufe des Sommers etwa ein Meter Eis ab, und annähernd soviel friert in den Wintermonaten an der Sohle wieder an. Und so werden Sie von Spezialisten den Ausdruck „ewiges Eis" kaum zu hören bekom-

Oben: der Autor (Text und Bild)

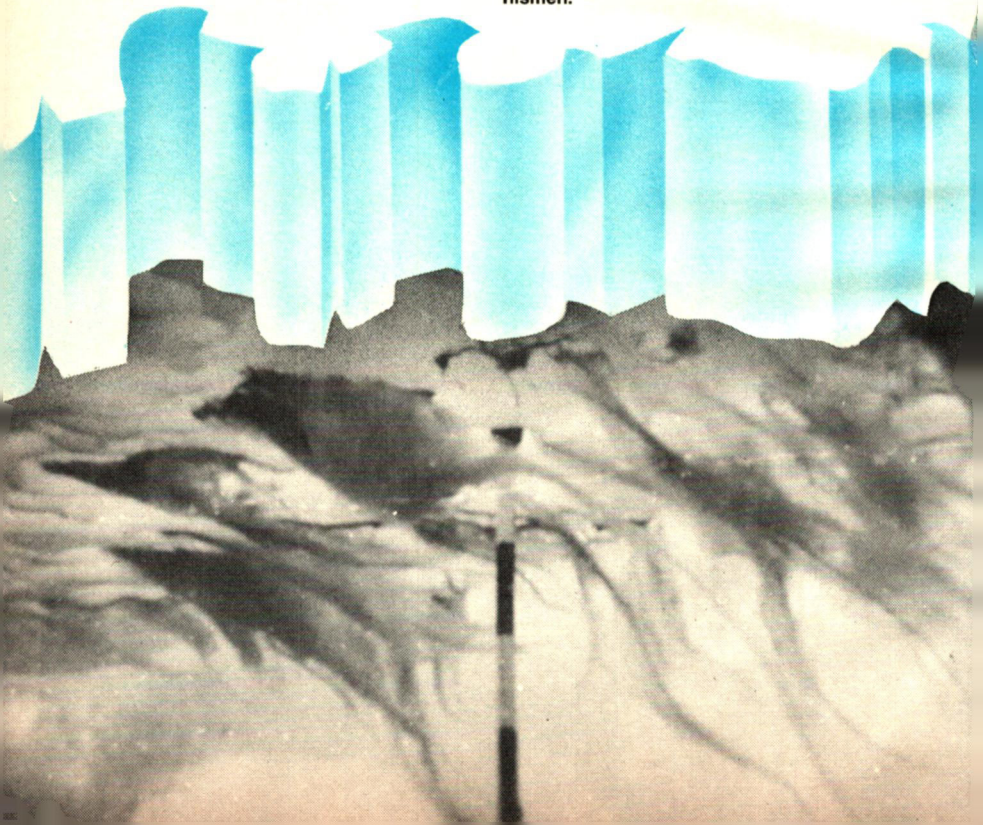
men. Bei ihnen heißt es: „mehrjähriges Eis".

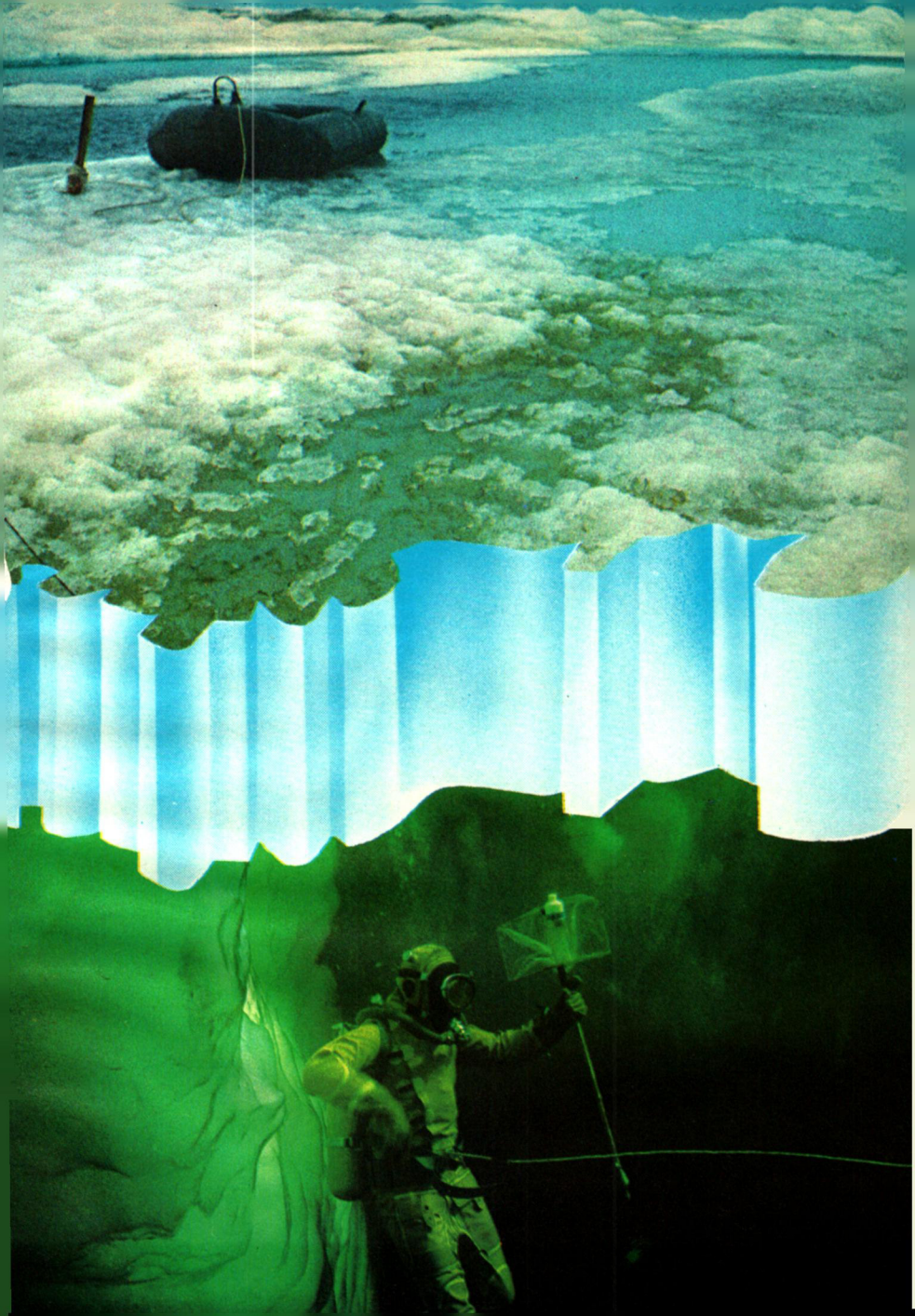
Machen wir gedanklich ein kleines Experiment. An der Unterwasser-Grenzfläche „unserer" Eisscholle befestigen wir eine Platte aus beständigem Material – Metall oder Plast. Zwei Umstände sind zu berücksichtigen. Erstens, daß die mittlere Dicke des Eises im Nördlichen Eismeer drei Meter beträgt, und zweitens, daß unsere Eisscholle jährlich einen Meter oben verliert, der unten wieder anfriert. Das bedeutet, daß die Platte nach dem ersten Jahr in einer Tiefe von zwei Metern eingeschlossen ist, am Ende des zweiten einen Meter tief, und nach dem dritten Jahr schließlich finden wir sie an der Oberfläche.

Diese Besonderheit des arktischen Eises hat große ökologische Bedeutung. Eis ist nicht ein-

Eine in ihrer Schönheit erstaunliche Erscheinung sind die Eisbärte, die von der Melosira der Arktis gebildet werden.

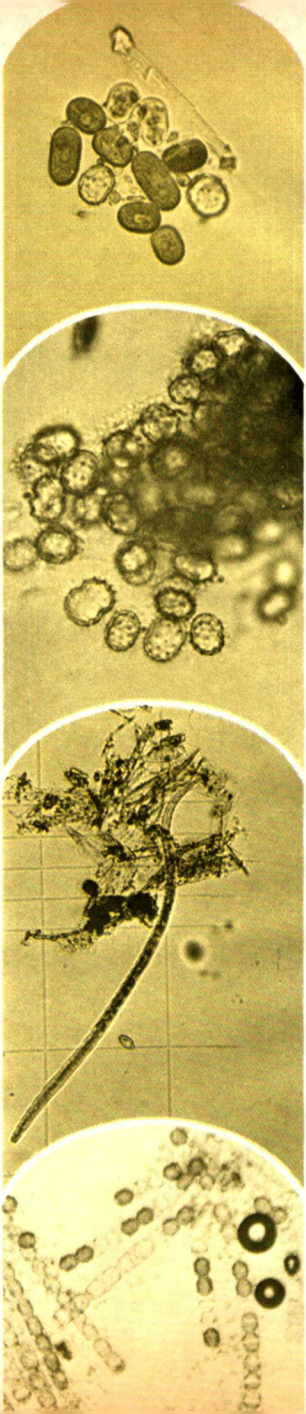
Ein lebender Pfad unter dem Eis wurde von den einzelligen Algen (Foto rechts oben) geschaffen. Unter dem mächtigen Eis der Arktis fängt der Biologe, beinahe so wie mit dem Kescher die Schmetterlinge, lebende Mikroorganismen.





Der Eiskern wird sorgfältig im Laboratorium untersucht. Die für ihn charakteristischen Bewohner stellen sich rechts vor.

fach Wasser im festen Aggregatzustand, sondern eine komplizierte Sphäre, die lebende und tote Substanzen vereint. Die tote Substanz können Sie mit dem bloßen Auge sehen – das ist das gefrorene Wasser. Aber die lebende ist nicht ohne Mikroskop zu erkennen. Doch wenn man einen Kern aus dem Eis herausbohrt und ein Stückchen, das mit dem Meerwasser in Berührung war, unter das Mikroskop legt, dann wird es dem unerfahrenen Beobachter buchstäblich vor den Augen flimmern. In dem aufgetauten trüben Wassertropfen ist es so eng, daß, bildlich gesprochen, keine Stecknadel mehr zu Boden fallen kann – so viele verschiedenartige Lebewesen finden sich in ihm. Vor allem sind das einzellige Wasserpflanzen, die an Linsen, Zitronen oder Würstchen erinnern. Darunter sind auch sich rasch bewegende, grüne runde Zellen, die über



Die an eine Kaffeebohne erinnernde Jochalge

Ihr äußerlich ähnlich sind die Trochiten.

Einer der seltenen Eisorganismen – der lange schlangenförmige Nematode (Fadenwurm)

Und wieder die bekannte Melosira der Arktis, die hier in der Flora überwiegt.

dünne Geißeln verfügen. Diese Flagelatten (Geiselalgen) sind eigentümliche Gewächse, die sich selbständig bewegen. Schlangenähnlich winden sich die Nematoden (Fadenwürmer). Ruhig schwimmen die Planarien (langgestreckte Strudelwürmer). Unaufhörlich pulsieren die Amöben, wobei sie ihre Konturen ändern . . .

Biologen haben festgestellt, daß es im arktischen Eis ungefähr 200 Arten von Wassertieren und -pflanzen gibt. Die Mehrzahl von ihnen lebt an der Meeresoberfläche der Eisdecke. Die beweglichsten von ihnen dringen in die Tiefe des Eises durch enge zwischenkristalline Räume vor und siedeln sich in Hohlräumen bzw. Kavernen an. Es kommt vor, daß mit Eintritt des Winters durch Eisbildung die Verbindung dieser Räume mit dem Meereswasser unterbrochen wird. Doch die Lebewesen sterben nicht ab. Sie überwintern eben in dicht verschlossenen Kammern, den Kavernen, geraten in die Anabiose, wachen im Sommer wieder zu aktivem Leben auf.

Es muß angemerkt werden, daß die Lebensbedingungen unter dem Eis verhältnismäßig erträglich sind, beziehungsweise keinen zu starken Schwankungen unterliegen. Die Wassertemperatur zum Beispiel bleibt das ganze Jahr über bei etwa minus 1,8 Grad Celsius. An der „Eis-Luft"-Grenze hingegen gibt es beim Wechsel der Jahreszeiten ein Temperaturgefälle von einigen Dutzend Grad. Nicht zufällig ist das Leben in den oberen Eisschichten durch eine viel geringere Vielfalt charakterisiert. Hier haben die Wissenschaftler nur grüne und blaugrüne Algen gefunden. Das „Sortiment" ist also nicht gerade groß. Doch mit diesen Lebensformen ist eine interessante Erscheinung verbunden, die nach unserer Meinung weitgehende Auswirkungen in sich birgt. Worum geht es?

Überwinterer auf den driftenden „Nordpol"-Stationen beobachteten mehrmals Ansammlungen von Schmelzwasser unter den dicken Schneeschichten über dem arktischen Eis. Das war unmittelbar zu Beginn des Sommers der Fall, als die Lufttemperatur noch bei minus 15 bis minus 20 Grad Celsius lag. Wie kann Schnee bei solchem Frost tauen?

Wasserproben, die aus diesen seltsamen „Pfützen unter dem Schnee" genommen wurden, ergaben, daß das Wasser eine große Zahl lebender grüner und blaugrüner Algen enthielt.

Mit Beginn des Polarsommers erwachen die Mikroorganismen, in unserem Fall die Wasserpflanzen aus der Anabiose. Die Sonnenstrahlen stimulieren ihre Vermehrung: Jede Zelle teilt sich in zwei, jede neue wieder in zwei, und so geht das bis zum Eintreten der Polarnacht. Sie alle absor-

bieren die Sonnenstrahlung und geben aktiv Wärme an die Umgebung ab, natürlich in winzig kleinen Mengen. Doch da das Milliarden und aber Milliarden Zellen buchstäblich in jeder Wasseransammlung sind, kann ihre gemeinsame Wärme letzten Endes den Schnee zum Tauen bringen. Und je aktiver sich die Wasserpflanzen vermehren, um so intensiver wird der sie umgebende Schnee tauen, desto größere Tauwasserlachen werden entstehen.

Für die aktive Vermehrung der Wasserpflanzen sind zwei Dinge notwendig: intensive Sonneneinstrahlung und eine ausreichende Menge von Kohlendioxid im Wasser oder in der Luft, das von den Pflanzen aufgenommen wird. Sonne gibt es in der Arktis während des Polartages im Überfluß. Und was das CO_2 betrifft, so ist auch das ausreichend vorhanden. Das tägliche Verheizen einer riesigen Menge organischen Brennstoffs führt zur Konzentration von Kohlensäuregas gerade in der Erdatmosphäre und folglich auch im Schnee. Damit düngen wir Tag für Tag den „Schneeboden" immer reicher, auf dem die grünen und blaugrünen Algen heranwachsen. Wenn unsere Überlegungen richtig sind, dann nimmt das Ausmaß des Tauens unter der Schneedecke von Jahr zu Jahr wie auch die Zahl der Wasserpflanzen zu. Das eine wie das andere ist für die Natur tödlich. Es ist gut bekannt, daß eine Erwärmung, die ihre Ursache in der Ansammlung von CO_2 in der Atmosphäre hat, zu einem intensiven Abtauen des Polareises und danach zu klimatischen und weiteren Naturveränderungen im globalen Maßstab führen kann.

Gleichzeitig kommt es bei solch stürmischer Vermehrung der grünen und blaugrünen Algen zu einer Störung der in der Natur herausgebildeten biologischen Beziehungen. Als erstes und niedrigstes Glied unter den Bewohnern des Ozeans beginnen sich die grünen und blaugrünen Algen fortzupflanzen. Sie besetzen immer mehr Raum und nehmen dadurch der Natur das lebensnotwendige Phyto- und Zooplankton. Seine Verringerung bedeutet auch weniger Fische, die sich davon ernähren. Folglich nimmt die Zahl der Meeresbewohner ab, denen Fische als Nahrung dienen.

Man muß unterstreichen, daß das von uns Gesagte über die Entstehung und weitere Evolution der in der Arktis entdeckten Schmelzwasserquellen unser Standpunkt und eine von möglichen Hypothesen ist. Unbezweifelbar ist jedoch, daß jegliche Umweltverschmutzung schädlich für die Natur ist. Das gilt umsomehr für die besonders empfindlichen 200 Arten von Meereslebewesen und -pflanzen im Ökosystem des Polareises, die eine wichtige biologische Ressource für den Menschen sind.

Bringt die Mechanisierung der Landwirtschaft nur Nutzen? Diese Frage geht in letzter Zeit Wissenschaftlern wie Praktikern immer öfter durch den Kopf.

LEICHTGEWICHTE MÜSSEN AUF DIE FELDER

Wladimir KUBYSCHEW, Vizepräsident der Unionsakademie für Landwirtschaftswissenschaften „W. I. Lenin"

Aus der Zeitschrift NAUKA W SSSR

Fotos: Boris SADWIL/APN

Die moderne Landwirtschaftstechnik wird immer leistungsstärker und produktiver, arbeitet mit größeren Arbeitsgeschwindigkeiten. Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite.

Es wurde errechnet, daß von der Saatvorbereitung bis zur Ernte des Sommerweizens die Gesamtfläche der von Rad- und Kettenfahrzeugen auf den Feldern hinterlassenen Spuren 1,3mal größer als die landwirtschaftliche Nutzfläche ist. Die Technik verdichtet das Ackerland und stört den Wasser- und Luft-Haushalt des Bodens. Der Druck eines leistungsstarken Traktors z. B. wirkt bis in die Tiefe von 80–90 Zentimetern. Aber gerade diese Schicht ist der eigentliche Fruchtbarkeitsfaktor.

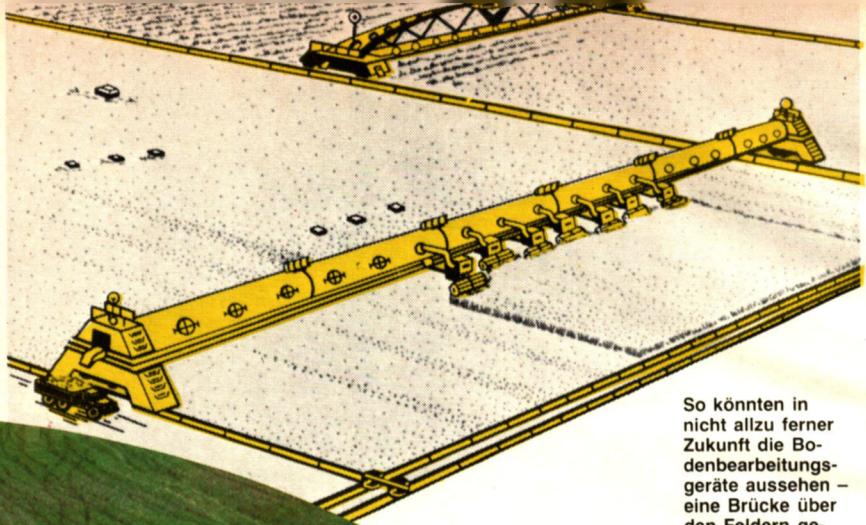
Zahlreiche Versuche beweisen, daß eine übermäßige Nutzung der Technik, wie sie heute festzustellen ist, Verluste von einem Viertel bis zu einem Drittel des potentiellen Ertrags verursachen kann.

Deshalb wurden in den entwickelten Ländern in den letzten zwei Jahrzehnten Anstrengungen unternommen, die das Niveau der Mechanisierung in der Pflanzenproduktion erhöhen, aber gleichzeitig die nachteilige Wirkung der Technik auf den Boden wesentlich verringern sollten. Dazu führen verschiedene Wege.

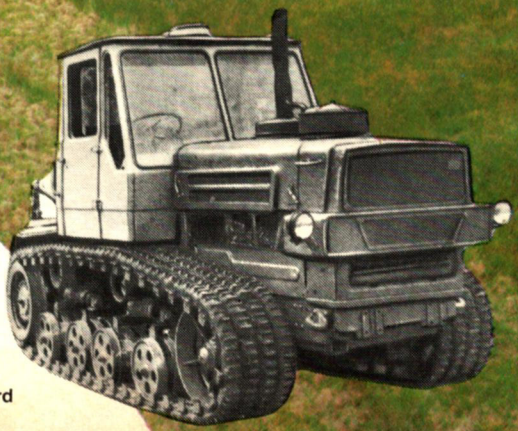
WENIGER DRUCK

Heute wiegt ein leistungsstarker Mähdrescher schon 10–12 Tonnen. Und das ist noch nicht die Obergrenze. Die Erträge wachsen, aber die Erhöhung der Druschleistung der Mähdrescher bringt eine Massenvergrößerung mit sich. Eine mögliche Lösung des Problems liegt in der Vergrößerung der Stützfläche auf dem Boden. Das „erleichtert" die Erde. So wurde zum Beispiel am Unionsinstitut für Mechanisierung der Landwirtschaft eine Reihe von Maschinen für die Düngerausbringung geschaffen, deren Laufwerk und Bereifung den Bodendruck um das 4–5fache verringert.

Den Druck senken kann man auch, indem man die Zahl der Achsen und Räder erhöht, aber das ist nur eine Verlegenheitslö-



So könnten in nicht allzu ferner Zukunft die Bodenbearbeitungsgeräte aussehen – eine Brücke über den Feldern gestattete es, die Bodenbearbeitung und die Ernte zu automatisieren, das Problem der Bodenverdichtung im Sommer verschwindet.



Doch zurück zur Gegenwart: Gleich mehrere Aufgaben auf dem Feld erfüllt dieser Komplex (Foto oben); sowjetische Wissenschaftler konstruierten diese neuen schonenden Raupenketten aus zwei Lagen Viskosekord

sung – sie beseitigt nicht das Problem und hat ihre Nachteile.

Ein anderer Weg besteht darin, die schweren Konstruktionen durch leichtere und gleichzeitig widerstandsfähigere aus Plast und Bimetall zu ersetzen. Die Zukunft liegt in der Pulvermetallurgie und neuen Verfahren zur Oberflächenhärtung der Teile.

Man kann auch den Ablauf der landwirtschaftlichen Arbeiten selbst ändern. Zum Beispiel auf dem Feld mähen, aber hinter dem Feld dreschen. Dann würde auf das Feld eine abgemagerte Maschine kommen. Die „überflüssigen" Mechanismen kämen auf stationäre Ernteplätze, wo man sie ungeachtet von Gewicht und Ausmaßen komplettieren kann. Solche Mechanismen werden gegenwärtig in Lettland, Sibirien und Kasachstan erprobt. Im Vergleich mit der Kombinetechnologie sinkt der Arbeitsaufwand um das Zweifache, der Kraftstoffverbrauch um 15–20 Prozent und der Metalleinsatz um das 1,3fache.

Zugegeben, bei der neuen Technologie muß man vom Feld den gesamten biologischen Ertrag transportieren. Dafür wird eigens eine neue Technik entwikkelt – fahrbare Schober und Rohrleitungen. Im RSFSR- bzw. Ukrainischen Institut für Mechanisierung und Elektrifizierung der Landwirtschaft schlug man vor, auf dem Feld eine Bahn aus Kapron, gummiertem Stoff oder aus Polyäthylen auszulegen. Getreidemähmaschinen schneiden die Pflanzen ab, legen die Bahn aus und die Schwaden ab. Wenn die Pflanzen getrocknet sind, fahren LKW aufs Feld, die mit besonderen Vorrichtungen die Bahn aufnehmen und das Korn in den Wagenkasten befördern. Von da aus geht's in die stationären leistungsstarken und hochproduktiven Dreschmaschinen.

PLUS UNIVERSALITÄT

Es gibt noch eine Methode, um den Schaden kleinzuhalten, den die Technik der Ackerkrume bringt. Man muß dafür sorgen, daß die schweren Maschinen seltener aufs Feld fahren.

Zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität versuchen die Konstrukteure im Regelfall die Arbeitsbreite zu erhöhen. Gegenwärtig werden Pflüge, Kultivatoren und Sämaschinen eingesetzt, deren Arbeitsbreite 18 Meter und mehr erreicht. Scheinbar erfolgreich, aber wie sich zeigte, wuchs der Druck auf den Boden beim Wechsel vom Fünfscharpflug zum Neunscharpflug um ein Mehrfaches, die Arbeitsproduktivität aber nur geringfügig. Nicht genug damit, daß jede Pflugschar 100 Kilogramm zusätzlich bedeutet, brauchte man auch einen leistungsstärkeren, sprich schwergewichtigeren Traktor.

Vor 20 Jahren begann man in der UdSSR und im Ausland eine Kombinetechnik zu projektieren, die verschiedene Arbeitsgänge bei der Bodenbearbeitung in sich vereinigen sollte. Am Rahmen befestigte man Tiefpflüge, hinter sie setzte man Grubberzinken, schließlich koppelte man Eggen an und das Ganze wurde von Walzen gekrönt. Die Konstruktion bewährte sich auf dem Feld, in ihrer Wirtschaftlichkeit übertraf sie spürbar die Vorläufer. Die Arbeitsproduktivität bei der Saatvorbereitung erhöhte sich auf das

1,5–2fache. Jedes kombinierte Aggregat wog 200, manchmal auch bis zu 500 Kilogramm weniger als das jeweilige Einzelaggregat. Die Feuchtigkeitsreserve im Boden erwies sich nach einer solchen Bearbeitung als zweimal höher, die Luft drang schneller durch die gesamte wurzeltragende Schicht.

Die von sowjetischen Konstrukteuren geschaffenen Sägrubber sind sogar noch einen Arbeitsschritt voraus. Sie können den Boden lockern, das Saatgut in ihn ausbringen und die Saat mineralisch nachdüngen.

In der UdSSR gab es zu Anfang der 70er Jahre 15 Nomenklaturen von kombinierten Aggregaten, zu Ende der 70er Jahre waren es bereits 28. 1985 werden es 35 sein. Übrigens gab es in der Feld- und Viehwirtschaft der UdSSR in den 70er Jahren insgesamt Maschinen und Ausrüstungen mit annähernd 2000 Nomenklaturen, für die 80er Jahre sind schon mehr als 3500 vorgesehen. Das gestattet es nicht nur, Dutzende von Arbeitsgängen zu mechanisieren, sondern sie auch der Vielfalt der bodenklimatischen Zonen, über die die UdSSR verfügt, anzupassen. Der Pflug, der z. B. auf den versteinten Böden des Nordwestens eingesetzt wird, wo einst eine Gletscherwanderung stattgefunden hatte, muß sich von dem unterscheiden, den man für die mächtige Schwarzerde des Kuban oder in den Steppen Kasachstans einsetzt.

BRÜCKE ÜBER DEM FELD

Bereits im Jahre 1931 schlug der sowjetische Ingeniur M. Prawotorow eine originelle Technologie für Feldarbeiten vor, die so revolutionär war, daß sie nicht gleich Verständnis und Unterstützung fand.

Zunächst wollte er die intensivste Form der Bodenbearbeitung – den Gemüseanbau – vervollkommnen. Stellen Sie sich ein Beet von 30, 60 oder gar 120 Meter Breite vor, dessen Länge nur von der Landschaft begrenzt wird. Zu beiden Seiten des Beetfeldes ziehen sich Asphaltwege bzw. Gleise hin. Zwischen ihnen ist eine Wasserleitung verlegt. Die Bodenbearbeitung, der Anbau der Pflanzen, das Einbringen der Ernte – all das ist auf einen einzigen Schlepper, den Brückenkran verlagert. Äußerlich ist er ein Verwandter der großen Brückenkräne, die schwere Einzelteile in Werkhallen transportieren. Die Energie kommt von einer Kontaktschiene wie in der Metro oder einem Kabel. An den Kran kann man beliebige landwirtschaftliche Aggregate hängen.

Diese Anlage hat einen Nachteil: bezogen auf einen Hektar, ist der Metalleinsatz einige Male höher als bei der Nutzung eines Traktors. Dafür leidet die Erde nicht unter der Last.

Der Autor nahm an, daß er den Weg zum Erzielen von Superernten, zur Industrialisierung der Landwirtschaft eröffnet habe. Solche Möglichkeiten gibt es zweifellos. Der ökonomische Effekt ist wirklich beträchtlich. Unlängst im Kuban angestellte Versuche bewiesen, daß der Ertrag um das Anderthalbfache wächst, bei künstlicher Bewässerung um das Dreifache. Die Brücke mobilisiert alle Fruchtbarkeitsreserven.

Prawotorows Brücke, wie er sie sich dachte, kann man auf Reisfeldern, in Gewächshäusern, mit einem Wort überall dort, wo man eine Kultur an einem traditionellen Standort anbaut, einsetzen. Grusinische Spezialisten wiesen nach, daß in Gewächshäusern der Nutzungsgrad der Anbaufläche sich auf das Zweifache erhöht, der Arbeitsaufwand auf ein Zehntel und darunter sinkt.

Die Brücken-Bodenbearbeitung bahnt sich langsam, aber sicher den Weg nicht nur in der UdSSR, sondern auch in Japan, den USA und Australien. Einige sowjetische Institute für die Mechanisierung und Elektrifizierung der Landwirtschaft suchen nach der rationellsten Variante des Brückensystems. Wichtig ist zu lösen, wie man die Brücke erleichtern, von ihrer Gleisgebundenheit befreien und ob man real zu dem gewünschten Ergebnis auf der Grundlage der vorhandenen Technik oder durch die Entwicklung neuer Technik gelangen kann.

DIE SOWJETUNION STELLT BIS 1990 DIE LANDWIRTSCHAFT VOLLSTÄNDIG AUF EINE NEUE TECHNISCHE GRUNDLAGE

Wassili TSCHERNOW,
Stellvertreter des Ministers für Traktoren- und Landmaschinenbau der UdSSR

Die UdSSR produziert jährlich soviel an Landtechnik wie die USA, Großbritannien, Frankreich und die BRD zusammengenommen. An der Ernte 1983 waren ungefähr 3 Millionen Traktoren und über 700 000 Kombines beteiligt. Jetzt erlebt dieser gigantische Industriezweig eine zweite Geburt: es ist vorgesehen, bis 1990 die komplexe Mechanisierung der Landwirtschaft der UdSSR auf neuer technischer Grundlage abzuschließen.

Dafür müssen nicht weniger als 600 neue und modifizierte Modelle ausgearbeitet, eine tiefgreifende Rekonstruktion und technische Umrüstung von 147 Werken sowie der Neubau von 19 Betrieben vorgenommen werden. Das Tempo der Entwicklung und Produktion neuer Technik verdoppelt sich beinahe.

Der Landmaschinenpark vergrößert sich um das Zweieinhalbfache, der von Maschinen und Mechanismen für die Vorbereitung und Ausbringung mineralischen Düngers um mehr als das Fünffache.

In den Jahren 1981 bis 1990 werden der Landwirtschaft 3 750 000 Traktoren und 1 170 000 Mähdrescher zur Verfügung gestellt. Außerdem erhöht sich die Arbeitsproduktivität landwirtschaftlicher Aggregate zum Ende des Jahrzehnts um das 1,5- bis 1,8fache bei einschneidender Senkung des Materialeinsatzes und der Erhöhung ihrer Qualität und Zuverlässigkeit.

Von der Wettbewerbsfähigkeit der sowjetischen Landtechnik auf dem Weltmarkt zeugt die Tatsache, daß die Produktion dieses Industriezweiges schon in mehr als 60 Länder der Erde geht.

Aus dem APN-Bulletin SOWJETSKAJA PANORAMA

Kurz war das schöpferische Leben des großen russischen Schriftstellers des 19. Jahrhunderts Nikolai Gogol – es währte nur zwei Jahrzehnte. Und selbst diese Jahrzehnte unterschieden sich stark voneinander. Das erste (1832–1842) war das des überragenden Erfolgs: die poetischen, fröhlichen Erzählungen über seine ukrainischen Landsleute „Abende auf dem Vorwerk bei Dikanka", der Erzählungsband „Mirgorod", das Stück „Der Revisor" und endlich der erste Band der „Toten Seelen" brachten ihm den Ruhm, erster Schriftsteller Rußlands zu sein. In Gogol sah man noch zu Lebzeiten Puschkins das Genie, das die Nachfolge des großen Dichters antreten könnte.

Gleichberechtigter Held der Gogolschen Werke ist das Lachen. Mal schelmisch-verschmitzt, dann ätzend-bissig, mal befreiend, aber niemals rachsüchtig. Zeit seines Lebens war Gogol, ein fröhlicher, gutmütiger Mensch, ein glänzender Erzähler amüsanter Geschichten. Bei Festtafeln im Freundeskreis bereitete er selbst Verschiedenes aus der Küche vom Lande zu und liebte es, Arien aus populären Opern sowie ukrainische Lieder zu singen.

Dann trat das tragische Jahrzehnt ein – Jahre seelischen und körperlichen Leidens, einer ideellen Krise, einer Revision früherer Anschauungen, religiöser Suche und schöpferischen Unvermögens.

Allein und unstet wohnt Gogol mal in Petersburg, mal reist er durch Deutschland oder fährt für lange nach Italien. Aber die Zeit belehrt ihn und er entscheidet sich für Moskau. Hier findet er seine letzte Zufluchtstätte in Rußland.

GOGOL IN MOSKAU

Igor SOLOTUSSKI

Aus der Zeitung LITERATURNAJA ROSSIJA

Fotos: Anatoli IOLIS/Alexander NAGRALJAN

Im April 1842 begann in der Druckerei der Moskauer Universität die Drucklegung eines Poems von Gogol. Der Titel auf dem Einband sah so aus: „Die Abenteuer Tschitschikows" waren in Kleinbuchstaben gesetzt, „Die Toten Seelen" dagegen in Großbuchstaben. Der Einband war nach einer Zeichnung Gogols gestaltet worden. Eine Vignette mit zahllosen Schädeln um-

rahmte die Worte „Die Toten Seelen“ und „Poem“. Unter den Schädeln ließen sich verschiedene Branntweinflaschen, Fische auf Tellern und ein Feuerwehrturm ausmachen. Oben zog eine wilde Troika über das Blatt. Die Auflage betrug ganze 2400 Exemplare.

Das Buch erschütterte das denkende Rußland. Für lange Zeit wurde es zum Gegenstand erbitterter Diskussionen. Das Sujet der „Toten Seelen“ lief nicht auf die Nacherzählung der kuriosen Geschichte vom Verkauf der toten Seelen durch den betrügerischen Beamten Tschitschikow hinaus, sondern schuf die Möglichkeit, realistisch und satirisch die sinnlose Ordnung des Leibeigenenstaates zu entlarven. Pseudopatrioten beschuldigten den Schriftsteller der böswilligen Verleumdung. Andere, die in dem Poem einen lyrischen Ausdruck der Liebe zu Rußland, zum Volk sahen, betrachteten die „Toten Seelen“ als Apotheose Rußlands.

Gogol schrieb einem Freund:

„Über mich redet man, untersucht irgendwelche meiner Seiten, aber den Kern meines Wesens hat man nicht erfaßt. Nur Puschkin hat es erhört. Er sagte mir immer, daß es noch keinen einzigen Schriftsteller mit dieser Gabe gegeben habe, so klar die Gemeinheiten des Lebens aufzu-

In diesem Haus auf dem Nikitski-Boulevard, dem heutigen Suworowski-Boulevard, verbrachte Gogol die letzten Jahre seines Lebens.

zeigen, mit solcher Stärke die Gemeinheit eines gemeinen Menschen zu skizzieren, damit auch die kleinste Kleinigkeit, die sonst aus dem Auge entschwände, allen überdeutlich ins Auge stäche. Das ist mein Hauptzug, der einzig mir gehörende, der, den andere Schriftsteller tatsächlich nicht haben ... Als ich Puschkin die ersten Kapitel aus den ‚Toten Seelen' in ihrem ursprünglichen Zustand vorzulesen begann, da wurde jener Puschkin, der immer bei meinen Lesungen gelacht hatte, er lachte überhaupt gern, allmählich immer trauriger, um schließlich ganz trübsinnig zu werden. Nach der Lesung brachte er mit vor Schwermut gefärbter Stimme hervor: ‚Mein Gott, wie traurig ist unser Rußland!'"

Nach der Herausgabe des Buches fuhr Gogol in die Ferne. Er mußte auslüften, sich zerstreuen, die Gedanken sich sammeln lassen, aufs Neue sich von Rußland abwenden, von dem er sagte, daß er es besser von weitem, aus der Ferne erkenne. Das war ein Irrtum, in dem er in der Fremde gefangen blieb.

Erst im Herbst 1848 kehrte Gogol nach Moskau zurück, in jenem Moment, als Gogol die Literatur sein lassen wollte, weil ihm schien, daß sie ihre Bedeutung verloren habe. Daß Menschen verschiedener Überzeugungen seine entlarvenden Bücher derart auffaßten, erschreckte den Schriftsteller. Außerdem sah er, daß Bücher, die mit der Absicht geschrieben worden waren, durch Lachen und Entlarvung zur moralischer Läuterung der Entlarvten beizutragen, ihre Mission nicht erfüllten und niemanden zum Besseren wandelten.

Warum dann habe ich sie geschrieben? Aus dieser Frage zog er eine grausame Schlußfolgerung: das von ihm Geschaffene ist eines Schriftstellers unwürdig. Die Idee der Lossagung von allem bisher Verfaßten kam auf.

Ende Dezember zog Gogol in das Haus am Nikitski-Boulevard um. Von hier aus war es nahe zum Kreml, den Theatern, der lärmenden Twerskaja (heute Gorkistraße, Hauptstraße Moskaus – d. Red.). Das war ein weitläufiges Gebäude mit steinernem Erdgeschoß und hölzerner erster Etage. Das Haus ging am Nikitski-Boulevard auf einen kleinen Hof hinaus, der mit Bäumen bepflanzt war. Gogol belegte zwei Zimmer im Erdgeschoß rechts vom Eingang.

Das Haus unweit des Nikitski-Tors wurde die letzte Zuflucht Gogols in Moskau. Hier lebte er mit Unterbrechungen mehr als drei Jahre.

Alle, die mit Gogol in diesen Jahren in Moskau zusammenkamen, schrieben, daß er sich merklich geändert habe. Das war ein Mensch, der schon ausgelebt hatte, obwohl er in der Blüte seiner Jahre stand, innerlich schwer erschüttert von geistigen Stürmen.

Er wurde trübselig, menschenscheu. Und dennoch setzte er die Arbeit fort. Jeden Morgen, nachdem er Kaffee getrunken hatte und den Boulevard entlanggegangen war, kehrte er in seine Wohnung zurück, riegelte sich

Dieses Gogol-Denkmal war anläßlich seines 100. Geburtstages im Jahre 1909 eingeweiht worden. Geschaffen wurde es von dem Bildhauer Nikolai Andrejew.

ein (niemand wagte sich in dieser Zeit, ihn zu stören) und arbeitete bis Mittag. Manchmal vernahm man hinter den Türen seine Schritte, es schien, als spreche er mit verschiedenen Stimmen, mit

seinen handelnden Personen, danach zog wieder Stille ein, und so verging eine Stunde, eine zweite, dritte . . .

Auf der Datsche seines Freundes Stepan Schewyrjow, eines Literaten, las Gogol kapitelweise aus dem zweiten Band der „Toten Seelen" vor. Aber die Lesungen blieben so geheim, daß einfach nichts über den Inhalt des Vorgelesenen in Erfahrung zu bringen war.

Viele verurteilten Gogol wegen seiner satirischen Darstellung des russischen Lebens, meinten, daß die Helden des „Revisors" und der „Toten Seelen" Karikaturen auf die russischen Menschen seien. Offenkundig bestand die Hauptidee des zweiten Bandes der „Toten Seelen" darin, den „unzulänglichen Helden" die „tugendhaften Helden" entgegenzusetzen. Diese Absicht zu verwirklichen, fiel dem Schriftsteller, dessen Devise immer die Treue zur Wirklichkeit gewesen war, schwer. Die russische Leibeigenenwirklichkeit kannte nicht solche „Helden". Die Arbeit ging quälerisch und freudlos vonstatten.

Es kam der Januar 1852. Der zweite Band der „Toten Seelen" war fertig und ins Reine geschrieben. Alle warteten auf seine Abgabe in die Zensur und schließlich auf den Druck.

Plötzlich wechselte die Stimmung Gogols. Er beschloß, das Buch nicht drucken zu lassen und erkrankte.

Er schwankte noch, ihn plagten immer noch Zweifel.

Es war zu spüren, daß die Unzufriedenheit mit sich von der Unzufriedenheit über das Geschriebene herrührte. Es schien ihm unvollkommen.

In der Nacht zum 11. Februar zündete Gogol den zweiten Band des Poems an. Ins Feuer flog die Arbeit vieler Jahre, das in dieser Arbeit gelebte Leben und dessen Hoffnungen. Einem Bekannten, der zu ihm auf Besuch gekommen war, sagte Gogol:„Zeit zu sterben, ich bin schon bereit und sterbe." Einem anderen gestand er: „Ich bereite mich auf diese schreckliche Minute vor."

Das Brennholz im Kamin wollte nicht Feuer fangen. Gogol zündete die Ecken der Hefte mit Kerze an, sie flammten auf und erloschen, er zündete sie erneut an, warf sie danach ins Feuer und wartete, bis das Feuer alles verzehrt hatte.

Als das Papier verkohlt war, schluchzte Gogol. Er umarmte den der gespenstischen Szene beiwohnenden jungen Lakaien.

Die Rechnungen mit dem Schöpfertum und dem Leben waren beglichen.[1]

Er aß schon nichts mehr und trank nur Wasser, das mit Rotwein versetzt war, lag auf dem Bett, das Gesicht zur Wand, und wartete auf den Tod. Am 20. Februar 1852 um 23.00 Uhr hob er den Kopf vom Kissen und sagte deutlich: „Eine Treppe, schneller,

[1] In den Papieren Gogols gefundene Auszüge aus den „Toten Seelen", die nach seinem Tode herausgegeben wurden, gehören zu einer frühen Redaktion und geben keine Vorstellung von der endgültigen Gestalt des zweiten Bandes.

eine Treppe!" Am 21. Februar acht Uhr morgens verschied er.

Im Totenschein Gogols hieß es, daß er an einer Erkältung verstorben sei. Andere behaupteten, daß es sich um Thyphus gehandelt habe. Rätselraten herrschte auch unter den Ärzten, die Gogol behandelt und versucht hatten, ihn zu heilen.

Die Seele Gogols war müde, zu müde, um mit sich, mit der Schwäche des Körpers zu kämpfen, die ihm nicht erlaubte, seine titanische Arbeit zu vollenden. Diese auf drei Bände angelegte Arbeit war für einen starken Menschen berechnet. Solange sein Geist stark war, gehorchte ihm auch der Körper. Doch der Zweifel Gogols an der Vollkommenheit des von ihm Geschaffenen entschied alles.

Die schreckliche Mitteilung über den Tod Gogols flog in Windeseile durch Rußland. Der in Petersburg lebende junge Schriftsteller Iwan Turgenjew, der künftige Ruhm Rußlands, widmete ihm sofort einen Artikel. Aber dieser durfte in Petersburg nicht gedruckt werden. Turgenjew schickte ihn nach Moskau, wo er dann veröffentlicht wurde.

„Gogol tot! Welche russische Seele erschütterten nicht diese zwei Worte. Er ist tot. Der Verlust für uns ist so grausam, so unerwartet, daß wir immer noch nicht glauben möchten. Gerade zu jener Zeit, als wir hoffen konnten, daß er endlich sein langes Schweigen brechen würde, daß er uns erfreut, unsere ungeduldigen Erwartungen noch übertrifft, traf diese verhängnisvolle Nachricht ein! Ja, er ist tot, dieser Mensch, den wir mit Recht, mit dem uns durch den Tod gegebenen bitteren Recht, einen großen Menschen nennen können; ein Mensch, dessen Name eine Epoche in der Geschichte unserer Literatur bedeutet, dieser Mensch, der unser ruhmreicher Stolz ist."

Am 26. April 1909 wurde auf dem Arbatskaja Plostschad in Moskau ein Gogol-Denkmal eingeweiht, das zu Ehren des 100. Geburtstages des großen Sohns Rußlands errichtet worden war.

Gogol saß in einem Sessel, als wende er sich von der zu seinen Füßen lärmenden, bunten und frühlingshaft gestimmten Menge ab, in sich gekehrt, mit abschweifendem Blick. Aber wie auch die Anwesenden auf ihn sahen, sie wurden diesen Blick überall gewahr – da war keine Entrücktheit, kein Wunsch wegzugehen, sondern bescheidene Zurückhaltung angesichts der ihm erwiesenen Ehrenbezeigung. Und obwohl es schien, als ob Gogol an diesem sonnigen Tag mißmutig gegenüber dieser öffentlichen Liebesbekundung des ganzen Volkes war, lag doch ein schüchterner Anflug eines Lächelns, des Bekennens und erwiderter Liebe auf seinem Gesicht.

Bis auf den heutigen Tag steht dieses Denkmal im Hof des Hauses am ehemaligen Nikitski- und jetzigem Suworowski-Boulevard. Es begrüßt jeden, der durch das Tor kommt, das zu einem Vorbau führt, dessen Stufen der Schöpfer der „Toten Seelen" oft hinaufgegangen ist.

Was ist Hypnose? Traditionell herrschte die Meinung, das sei ein gänzlich passiver, willenloser Zustand, bei dem der Mensch gedankenlos den Anordnungen des Hypnotiseurs folge.

Tatsachen belegen, daß die Hypnose der Schlüssel zum Türchen ist, hinter dem sich die schöpferischen Möglichkeiten des Menschen verbergen.

HYPNOSE WECKT VERBORGENES TALENT

Wladimir RAIKOW, Psychotherapeut

Exklusiv für SPUTNIK

Fotos: Anatoli IOLIS

Hypnose bedeutet in der Übersetzung aus dem Griechischen soviel wie Schlaf. Im Schlaf sind wir tatsächlich willenlos und passiv. Liegt hier nicht die Wurzel jener bis heute herrschenden Meinung über den Zustand eines Menschen, der sich in Hypnose befindet?

In Wirklichkeit ist das ein besonderer Zustand der Aktivität der Psyche, des Nervensystems und selbst der inneren Organe. Der Mensch ist in diesem Moment dazu bereit, seine im Organismus verborgenen inneren Möglichkeiten zu aktivieren, von denen er im Normalzustand nichts ahnt. Aber man muß ihm ein entsprechendes Kommando erteilen.

Die moderne Psychotherapie nutzt die Hypnose als eine der wichtigsten Heilmethoden. Aber warum sollte man nicht annehmen, daß man, wenn die Hypnose einige Formen krankhafter Erscheinungen heilt, mit ihrer Hilfe nicht auch den Menschen bei normalem Gesundheitszustand entwickeln und vervollkommnen kann?

Für Schöpfertum ist eine gewisse neue Position in der Weltanschauung, eine neue Sicht auf die Dinge charakteristisch. Aber gerade in der Hypnose finden wir dafür ideale Bedingungen: der Mensch beginnt nicht nur Gegenstände der ihn umgebenden Wirklichkeit in neuem Licht zu sehen, sondern fühlt sich bei einer bestimmten Suggestion als neue, ungewöhnlich schöpferi-

---

Wladimir Raikow (1934) – bekannter sowjetischer Wissenschaftler, Verfasser einer Reihe von Abhandlungen zu Problemen der inneren Ressourcen der Psyche, Ehrenmitglied des Redaktionskollegiums der britischen Zeitschrift für experimentelle und klinische Hypnose. – Die Red.

sche Persönlichkeit, sagen wir zum Beispiel als berühmter Künstler, Schriftsteller, Musiker oder Gelehrter. Und sich als Schöpfer empfindend, beginnt er ganz im Sinne dieses Wortes zu schöpfen. Klavier zu spielen, zu schreiben, zu malen, wissenschaftliche Probleme zu lösen. Gleichzeitig fühlt er einen emotionalen Aufschwung, schöpferische Inspiration, Freude darüber, daß es ihm gelingt zu schaffen.

Natürlich wird er all dies auf der Grundlage seiner Fähigkeiten und seines Fachwissens tun, aber unter Einsatz der letzten, verborgenen Kräfte, von denen viele Leute keine Vorstellung haben.

Bei einem hypnotisierten Menschen werden alle inneren Reserven der Psyche in Richtung einer Lösung schöpferischer Aufgaben aktiviert, scheinbar verschwindet die Zeit, und alles ordnet sich dem spannungsgeladenen und inspirativen Ausbruch unter. Die psycho-physiologische Erklärung einer derartigen Erscheinung ist damit verbunden, daß während der Hypnose die rechte Hirnhemisphäre aktiviert wird, die die Intuition, das ästhetische Empfinden, die musische Wahrnehmung und die Fähigkeit, schöpferisch zu denken, leitet.

Ich hatte einen Fall, da eine Versuchsperson, eine Studentin des ersten Studienjahres am Konservatorium, Klavierstücke nach Meinung von Fachleuten auf dem Niveau eines hervorragenden Meisters interpretierte.

Die durch Hypnose geweckten Fähigkeiten verschwinden in der Regel nicht nach Abschluß der Behandlung, sondern festigen sich im posthypnotischen Inertsein. Wenn Hypnotisierte zeichneten, begannen sie, die Welt mit den Augen eines Künstlers zu betrachten, und bereits nach 20 bis 30 Unterweisungen in hypnotischer Malerei konnte man ihre Arbeiten auf Ausstellungen von Berufskünstlern zeigen.

Übrigens haben wir bereits eine Reihe von Gemäldeausstellungen mit Leuten veranstaltet, die das Malen in der Hypnose erlernt haben. Die vorläufig letzte fand im Ausstellungssaal des Verlages „Molodaja Gwardija" in Moskau statt und erfreute sich großer Aufmerksamkeit von seiten der Öffentlichkeit. Das Fernsehen Moskaus, Estlands und Norwegens nahmen Dokumentarfilme auf. Ein Rundfunkprogramm über unsere Arbeiten zeichneten auch der schwedische Rundfunk und der Auslandsdienst von Radio Moskau auf. Aufnahmen plant auch das Fernsehen Japans.

Nachdem wir die Besonderheiten des hypnotischen Malens kennengelernt hatten, gelang es uns, eine besonders schnelle Methode zur Unterweisung in den Grundlagen des künstlerischen Erfassens von Ton und Farbe auszuarbeiten. Es wurde sogar möglich, die Leute im Malen schnell und ohne Hypnose zu unterrichten. Dabei nutzten wir die Fähigkeit, einmal gesehene Gegenstände sich klar vorzustellen und die Aufmerksamkeit in der gegebenen Richtung der schöpferischen Arbeit zu konzentrieren.

Weitverbreitet ist die Meinung, daß die Effekte hypnotischen Erlebens nichts anderes als ein eigentümliches Spiel sind, welches an das Spiel eines Schauspielers erinnert. Und alles, was der

Mensch angeblich in der Hypnose durchleben und wiedergeben kann, kann er auch ohne sie reproduzieren. Unsere Experimente bewiesen eindeutig: das Verhalten der Versuchspersonen ist kein Spiel, sondern ein andauernder innerer Zustand der Psyche des Menschen, der unter Hypnose für bestimmte Zeit zum Doppelgänger eines großen Künstlers oder Musikers wird, dessen Vorbild man ihm suggeriert.

Bei der Arbeit mit Musikstudenten bemerkten wir ein vertieftes Verständnis der musikalischen Interpretation aufgeführter Stücke und eine verbesserte

Der Arzt-Hypnotiseur Wladimir Raikow bei einer Hypnosebehandlung mit einer Versuchsperson, der das Vorbild eines bekannten Pianisten suggeriert wird.

Indirekt ist Wladimir Raikow auch an diesem Foto beteiligt, auf dem seine Patientin im hypnotischen Zustand absolut davon überzeugt ist, van Gogh zu sein. Im Hintergrund das Gemälde „Porträt eines Mädchens" von einem der Kursteilnehmer

Spieltechnik. Nach einer Reihe von Suggestionsübungen wuchs spürbar das allgemeine Niveau der musikalischen Ausführung. Den Pianisten wurde zum Beispiel suggeriert, sie seien Rachmaninow, Gieseking, Fischer oder Liszt; den Geigern, sie seien Kreisler; den Cellisten, sie hätten sich in Casals oder Pjatigorski verwandelt.

Wir stellten auch komplizierte Experimente zur Analyse der Realität des Erlebten bei Hypnosezuständen an. Sie überzeugten uns ein weiteres Mal, daß das Verhalten der Versuchspersonen kein Spiel war. Dazu führten wir folgendes Experiment durch. Einer tief hypnotisierten Person wurde das typische Verhalten eines Säuglings suggeriert. Dabei beobachteten wir verwickelte neurophysiologische Reaktionen: ein kindliches desynchrones Augenschwimmen, besondere Reflexe von Händen und Füßen, die nur Neugeborenen eigen sind. Ähnliche Symptome zeigt ein gesunder erwachsener Mensch niemals.

Außerdem bewiesen diese Untersuchungen die phänomenalen Möglichkeiten des Gedächtnisses, das alle Informationen über den Menschen von der Geburt an speichert. Man kann sogar von einem besonderen, unbewußten physiologischen Gedächtnis sprechen, das dem Menschen eigen, aber in geheimnisvollen Tiefen verborgen ist. Das erlaubt zu hoffen, dem Menschen den Gedanken suggerieren zu können, er sei gesund und fühle sich so wie ein Zwanzigjähriger.

So kann man Krankheiten heilen, die entstehen, wenn unsere Nerven nicht richtig funktionieren. Das betrifft viele Arten von Neurose, Anfangsformen von Geschwüren, Hypertonie, Asthma, Herzkrankheiten. Gleichwohl, man darf nicht vergessen, daß hypnotische Suggestionen nur den Organismus im Kampf mit der Krankheit mobilisieren, seine versteckten Reserven in Gang setzen.

Suggestionsübungen müssen dazu führen, daß die Empfindung von Gesundheit gefestigt wird und in die Gewohnheit übergeht, sich gesund zu fühlen. Die Gewohnheit ihrerseits aber muß jene Prozesse normalisieren, die unbewußt die Psyche, die

TRAUMLÖSUNG

Im Schlaf wurden die größten Entdeckungen gemacht und Meisterwerke der Literatur und Musik geschaffen.

Als der russische Gelehrte Dmitri Mendelejew an seinem Periodensystem der Elemente arbeitete, konnte er es lange nicht in Form einer Tabelle bringen. Nach langer rastloser Arbeit schlief er ein und träumte das, was seinen Namen unsterblich machte. Mendelejew selbst darüber: „Ich sah im Traum eine Tabelle, in der die Elemente so wie nötig angeordnet waren; als ich aufwachte, schrieb ich sie sofort auf einen Zettel – nur an einer Stelle war später eine Korrektur notwendig."

Etwas Ähnliches passierte dem deutschen Chemiker Friedrich August Kekulé von Stradonitz,

Nerven und inneren Organe leiten, d. h. verantwortlich für ihre Gesundheit sind.

Wir wandten uns auch einer interessanten Besonderheit zu: nach den Hypnoseübungen beginnen die Patienten durch die Bank weniger zu essen und zu schlafen. Und diese Eigenheit wird auch zur Gewohnheit. Gleichzeitig wächst die Arbeitsfähigkeit. Also eine durchaus nützliche Gewohnheit. Der Organismus kommt nicht von Kräften, sondern beginnt im Gegenteil auf natürlichem Wege rationeller, mit einem größeren Wirkungsgrad zu arbeiten. Das ist eine weitere wohltuende, wenn auch Nebenwirkung der Hypnose auf den Menschen.

Ich möchte wiederholen: sowohl die suggerierte schöpferische Aktivität als auch das suggerierte Wohlbefinden sind allgemeine Eigenheiten unseres Organismus, der unter Hypnose seine verborgenen Reserven in Gang setzt. Die Folge ist ein wachsender emotionaler Aufschwung im Alltagsleben. Nicht umsonst bemerkte man vorzeiten, daß die Wunden nach der Schlacht im Lager der Sieger viel schneller als im Lager der Geschlagenen heilen.

der die ringförmige Verkettung des Benzols entdeckte. Im Traum sah er die gewohnten langen linearen Ketten von Atomverbindungen des Azetylen. Plötzlich begannen die Ketten in Bewegung zu geraten, näherten sich einander, wanden sich wie Schlangen. „Und was war das? Eine der Schlangen packte ihren Schwanz, und diese Figur begann sich spöttisch vor den Augen zu drehen. Wie vom Blitz getroffen, verbrachte ich den Rest der Nacht mit der Aufstellung einer neuen Hypothese. Wir sollten lernen, Träume richtig zu deuten. Doch plaudern wir nicht vorzeitig aus, was noch vom wachen Verstand überprüft werden muß", schrieb Kekulé.

Der französische Mathematiker Henri Poincaré – nicht in der Lage, eine Gleichung zu integrieren – ließ sie liegen und ging schlafen. Gegen Morgen hatte er einen Traum, in dem er vor den Studenten eine Vorlesung hielt und an der Tafel diese Gleichung löste. Poincaré erwachte und schrieb die Lösung aufs Papier.

Der bekannte Mathematiker Carl Friedrich Gauß löste im Schlaf eine Aufgabe, über der er 19 Jahre gesessen hatte.

Der italienische Komponist Giuseppe Tartini kam lange Zeit mit einer seiner Sonaten nicht zurande. Einmal erschien ihm der Teufel, der eine außergewöhnliche Melodie trällerte. Tartini erwachte, schrieb die Musik und nannte sie „Teufelstriller-Sonate".

Über 700 ausländische Bürger wurden in Würdigung ihrer Verdienste um die Entwicklung und Festigung guter Beziehungen zwischen den Völkern mit dem sowjetischen Orden der Völkerfreundschaft ausgezeichnet. Zu diesen gehört auch Raymond Marquie, jener legendäre Oberst, der als einer der ersten dem kalten Krieg den Kampf ansagte.

EIN OBERST SAGTE DEM KALTEN KRIEG DEN KAMPF AN

Viktor MAGIDSON

Aus dem Buch
TRÄGER DES ORDENS DER VÖLKERFREUNDSCHAFT

Foto: Anatoli SMELJAK

Frankreich, Januar 1948. Auf Anordnung der Regierung Robert Schuman wird der Chef der französischen Repatriierungsmission, der eben aus der Sowjetunion zurückgekehrte Oberst Marquie in Festungshaft gesetzt. Die Festnahme Marquies erregte großes Aufregen. Wenige Tage zuvor hatte der Oberst auf einer Ende Dezember 1947 in Moskau abgehaltenen Pressekonferenz der eigenen Regierung eine grobe Entstellung der Tatsachen vorgeworfen.

Es ging um das Schicksal ehemaliger Kriegsgefangener, KZ-Häftlinge und anderer, die zu Kriegsende fern ihrer Heimat waren: es ging um die sowjetischen Bürger in Frankreich und um die Franzosen im Zuständigkeitsbereich der sowjetischen Administration. Als Verbündete im Krieg gegen den Faschismus hatten sich die UdSSR und Frankreich schnell über die Rückkehr dieser Menschen in ihre Heimatländer geeinigt. In Moskau und Paris trafen die mit entsprechenden Vollmachten ausgestatteten Missionen ein.

Mehr als zweieinhalb Jahre arbeitete die von Marquie geleitete Mission in der UdSSR. In dieser Zeit machte sie 315 564 Franzo-

Raymond Marquie (2. v. l.) gemeinsam mit Mitgliedern der Präsidiumsräte der Freundschaftsgesellschaften Frankreich-UdSSR und UdSSR-Frankreich bei einem Treffen im Dezember 1982 in Moskau. Die Begegnung fand anläßlich des 60. Jahrestages der Gründung der UdSSR statt.

sen ausfindig, und ermöglichte ihnen die Heimkehr. Kurz vor Weihnachten 1947 saß die französische Mission in Moskau bereits auf gepackten Koffern. Man wollte nur noch eine Pressekonferenz abhalten, von der sich die Journalisten keine Überraschungen versprachen.

Doch auf der Pressekonferenz gab Oberst Marquie solche Erklärungen ab, daß die Regierung Schuman ihren Emissär in Moskau eines Amtsvergehens anklagte.

ENTHÜLLUNG ZWEIFELHAFTER ZEUGEN

Am 5. März 1946, also nur zehn Monate nach Beendigung der Kampfhandlungen in Europa, hielt der britische Premierminister, Winston Churchill, in der amerikanischen Stadt Fulton eine antisowjetische Programmrede. Die Fulton-Rede gab das Signal zum Beginn des berüchtigten kalten Krieges.

Im Laufe des Jahres rollten die

antisowjetischen Wellen über den Atlantik und erreichten die Hauptstädte jener europäischen Länder, die noch vor kurzem Verbündete der UdSSR im Kampf gegen den Faschismus gewesen waren. Auch Paris blieb nicht verschont.

Im November 1947 verübte französische Polizei einen bewaffneten Überfall auf das sowjetische Heimkehrerlager in Beauregard, angeblich um Agenten eines ausländischen Geheimdienstes festzunehmen. Gleichzeitig verwiesen die französischen Behörden einige Mitarbeiter der sowjetischen Repatriierungsmission des Landes.

Amerikanische und auch französische Zeitungen veröffentlichten wie auf ein Kommando Erinnerungen von Franzosen, die „den sowjetischen Straflagern in Sibirien entkommen" sein wollten. Wie Flüchtlinge berichteten, hätten die Russen Hunderttausende französische Zivilisten in solche Lager geworfen und töteten sie durch unmenschliche Arbeit, Hunger und Kälte.

Die Saat des Bösen fiel auf einen gut vorbereiteten Boden: Tausende französische Frauen, deren Männer, Väter und Söhne als vermißt galten, dachten nun, daß ihre Nächsten hinter Stacheldraht in Sibirien schmachteten.

In dieser Situation sagte Oberst Marquie, der besser als alle anderen das Problem kannte, auf der Pressekonferenz:

„Ich betrachte es als meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die sowjetischen Behörden unserer Mission keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt haben. Wir sind überall dorthin gekommen, wo wir hin wollten, und taten alles, was wir für richtig hielten. Ich wiederhole: Die sowjetische Seite hat sich strikt an das Repatriierungsabkommen gehalten."

Im Saal wurde es unruhig. Plötzlich sprang einer der Journalisten von seinem Platz zum Telefon. Die langweilige Pressekonferenz versprach, ein politischer Skandal ersten Ranges zu werden. Entweder kannte der Chef der französischen Mission den jetzigen Kurs seiner Regierung nicht oder er verstieß absichtlich gegen deren Weisung.

Indes berichtete Oberst Marquie von seinen Reisen durch die Sowjetunion, unter anderem in jene Lager, von denen im Westen solche Greuelmärchen erzählt wurden. Er behauptete entschieden, daß die Lebensbedingungen der Menschen in diesen Lagern voll und ganz Buchstaben und Geist internationaler Konventionen entsprachen. Er machte die Anwesenden darauf aufmerksam, daß die Russen, denen im Krieg großes Leid zugefügt wurde, selbst mit gefangenen Deutschen, und um so mehr mit Franzosen, ihr letztes Brot teilten. Er hob hervor, daß selbst jene französischen Bürger, die als Wehrmachtangehörige gegen die Sowjetunion gekämpft hätten, vor allem Elsässer und Lothringer, heimkehren durften: Die Sowjetunion hätte in Betracht gezogen, daß viele von ihnen zum Wehrdienst gezwungen worden waren.

Einige Minuten sprach der Redner von jenen Franzosen, die

sich angeblich wie durch ein Wunder aus sibirischen Lagern hätten retten können. Marquie nannte ihre Namen. Der eine sei im Krieg in Berlin gewesen und habe den Nazis Handlangerdienste geleistet. Daher weise seine Schilderung der „bolschewistischen Greueltaten" frappierende Ähnlichkeit mit den Greueltaten in den faschistischen Todeslagern auf. Der andere sei nie in seinem Leben im Ausland gewesen, so daß man seinen sibirischen „Erlebnissen" keineswegs glauben dürfe.

Abschließend sprach der Oberst jenen Offizieren der sowjetischen Repatriierungsmission, die die Regierung Schuman aus Frankreich ausgewiesen hatte, sein Bedauern über diesen Schritt aus. Er betonte, daß die gegen sie erhobenen Anklagen jeder Grundlage entbehren und daß überhaupt die Initiative zu dieser blamablen Aktion nicht von Paris, sondern von den USA ausgegangen sei.

SOLIDARITÄT FÜR EINEN PATRIOTEN

In Frankreich wartete auf Raymond Marquie ein Haftbefehl. Das war der Anfang. Ein Teil seiner Landsleute forderte für den ungehorsamen Oberst die Todesstrafe. Andere plädierten für lebenslange Haft.

Einen Protest gegen solche Stimmungsmacher enthielt der offene Brief an Oberst Marquie, den der Moskauer Korrespondent der Nachrichtenagentur Agence France Press verfaßt hatte. Der Journalist dankte dem Chef der Mission für seine „patriotische, mutige und nützliche Erklärung". Er schrieb: „Wir haben Frankreich einige vernünftige Ideen zurückgegeben, die wichtigste davon war, daß wir unter keinen Umständen und um keines politischen Manövers willen den französisch-sowjetischen Freundschaftsvertrag in Gefahr bringen dürfen. Für uns Franzosen ist er die einzig wahre Garantie der europäischen Sicherheit und unserer Unabhängigkeit."

Den Journalisten brachte diese Erklärung um seine Stellung. Aber viele Franzosen lasen den Brief. Eine Reihe linksgerichteter Blätter, darunter auch bürgerliche Zeitungen, bekundete Sympathie mit der Haltung Marquies. Man erinnerte die Leser an das Schicksal des französischen Militärattachées in Prag, General Foché. Als 1938 Großbritannien und Frankreich im Zuge ihrer Beschwichtigungspolitik Hitler faktisch die Tschechoslowakei preisgegeben hatten, schickte Foché der französischen Regierung seine Generalssterne und trat als gemeiner Soldat in die tschechische Armee ein.

Man verglich Marquie mit Foché. Einige Abgeordnete der französischen Nationalversammlung nahmen ihn in Schutz. Die Freundschaftsgesellschaft Frankreich–UdSSR erklärte in einem Sonderkommuniqué, die Regierung habe kein Recht, einen Menschen verhaften zu lassen, weil dieser die Interessen seines Landes nach bestem Wissen und Gewissen verteidigt habe. „Der

Fall Marquie" drohte zu einem wahren Eklat für die Regierung zu werden.

Und so mußte die Regierung gute Miene zu bösem Spiel machen: nach dreimonatiger Haft gab sie Marquie frei. Zuvor hatte man ihm seinen militärischen Rang aberkannt und ihn aus der Armee entlassen.

Aber jenes Frankreich, das der Regierung nicht erlaubte, mit Raymond Marquie abzurechnen, ließ ihn nicht fallen. Kaum war der degradierte Oberst aus dem Festungstor getreten, sah er sich Freunden gegenüber, die ihn zu einer großen Kundgebung brachten. Und dann verging kaum ein Tag, an dem er nicht in Paris, Le Havre, Marseille, Tours, Lyon, in kleinen Dörfern und Arbeitervororten gesprochen hätte. Marquie magerte sichtlich ab, seine Stimme wurde heiser, aber seine Augen strahlten: er sprach die Wahrheit, und Tausende Franzosen glaubten ihm mehr als der Regierung.

IN DEN REIHEN DER RÉSISTANCE

Er war bereits in den ersten Tagen des zweiten Weltkrieges – im September 1939 – Soldat geworden. Für die meisten Franzosen war das zunächst der „seltsame" Krieg (drôle de guerre). Obwohl Hitler bereits Österreich, die Tschechoslowakei und Polen besetzt hatte, hoffte die Regierung im Elysee-Palast immer noch darauf, daß es gelingen würde, den Aggressor zu beschwichtigen. Ihre britischen Verbündeten hatte sie sogar offiziell darum ersucht, „von Luftangriffen auf Deutschland Abstand zu nehmen". Die französische Armee erhielt den Befehl, in den Schützengräben auszuharren und abzuwarten.

Dieses Zögern mußten die Franzosen teuer bezahlen. Am 10. Mai 1940 versetzte die deutsche Luftwaffe den französischen Fliegerhorsten einen überraschenden und vernichtenden Schlag und zerstörte die meisten Kampfmaschinen am Boden. Nur wenige Flieger, die ihrem militärischen Eid treu blieben, stiegen auf und kämpften. Einige von ihnen gehörten später an der sowjetisch-deutschen Front zum Geschwader Normandie-Neman.

Die französische Armee wurde durch deutsche Panzer überrollt, eingekreist und an die Loire abgedrängt. Auf eine Anordnung Marschall Pétains, des Chefs der Militärregierung, wurde Paris den Deutschen kampflos übergeben.

Leutnant Marquie erlebte diese Tage in der 5. Armee, die die Maginot-Linie verteidigte. Das waren hervorragende Befestigungsanlagen, die einer längeren Belagerung standgehalten hätten. Aber am 17. Juni 1940 befahl Pétain den französischen Truppen, den Widerstand einzustellen und den Rückzug anzutreten. Am 20. Juni unterzeichnete er die Kapitulationsurkunde.

Einzelne Truppenteile kämpften weiter, solange die Munition reichte. Aber wie konnten sie sich lange halten, wenn an der Spitze Verräter waren? Als die

Kompanie Marquies noch 27 von einst 180 Mann zählte, wurden sie von den Deutschen umgangen, gefangengenommen und in ein Kriegsgefangenenlager deportiert. Das Lager befand sich in Polen, unweit der sowjetischen Grenze. Am 22. Juli 1941 sah der Kriegsgefangene Marquie, wie große faschistische Fliegerpulks nach Osten zogen, um über sowjetischen Städten Bomben auszuklinken. Bald trafen im Lager die ersten verwundeten Russen ein. Man ließ sie auf nackter Erde einfach krepieren. Im September brach eine Typhusepidemie aus. In wenigen Wochen starben 10 000 Mann. Nein, Raymond Marquie muß man nicht erklären, was wirklich tierische Behandlung von Kriegsgefangenen ist.

Er gehörte zu jenen, die im Lager eine illegale Widerstandsorganisation gründeten, nahm Kontakt zu polnischen und sowjetischen Partisanen auf, wozu er im Selbststudium Russisch lernte, und organisierte die Flucht von Mitgefangenen. Eines Tages floh auch er. Im Sommer 1943 kehrte Marquie – mit falschen Papieren versehen – in den besetzten Teil Frankreichs zurück.

Zu dieser Zeit war die Résistance bereits eine bedeutende Kraft. Schulter an Schulter mit den Franzosen kämpften Menschen verschiedener Nationalitäten, die aus faschistischen Konzentrationslagern geflohen waren, darunter auch sowjetische Soldaten und Offiziere. Um diese internationale Kampfgemeinschaft zu unterwandern, unter den Franzosen Mißtrauen gegen die Russen zu säen, schleuste die faschistische Abwehr in die Résistance Verräter und Kollaborateure ein, die sich als sowjetische Kriegsgefangene tarnten. Raymond Marquie und noch einige Genossen, die Russisch konnten, erhielten den Auftrag, diese „Wölfe im Schafsfell" zu enttarnen.

Viele Jahre später sagte Marquie über diese Episode in seinem Leben, daß diese Aufgabe in zweierlei Hinsicht sehr wichtig gewesen sei: Einerseits habe er faschistische Agenten „entschärft" und andererseits die Kampfgemeinschaft vor psychologischer Diversion geschützt.

Mitte August 1944 lösten die in den Forces Françaises de l'Intérieur vereinten französischen Widerstandskämpfer den Aufstand in Paris aus, ohne die vorrückenden Truppen der Alliierten abzuwarten. Unter denen, die mit der Waffe in der Hand die französische Hauptstadt befreiten, war auch Raymond Marquie.

Mit Raymond Marquie traf ich mich in Moskau. Als langjähriger Vorsitzender der Freundschaftsgesellschaft Frankreich–UdSSR kommt er oft in unser Land. „Unseren eigenen Weg sind wir in Ehren gegangen", sagte der Oberst, „aber wenn wir kommenden Generationen unsere um den Preis riesiger Opfer gewonnenen Erfahrungen nicht übermitteln, wenn wir die Jugend über die ganze Bedeutung des Kampfes gegen Aggression, Vertrauensbruch und Rassismus nicht aufklären, haben wir umsonst gekämpft."

„Diesen Film hat das Leben selbst aufgeführt", sagte Jewgeni Jewtuschenko, der bekannte sowjetische Dichter und Regisseur des Spielfilms „Der Kindergarten", eines Streifens mit starken autobiografischen Zügen.

DER KRIEG

MIT DEN AUGEN DER KINDER

Andrej MALGIN
Aus der Wochenschrift LITERATURNAJA GASETA

Die schweren Oktobertage 1941 in Moskau. Der vierte Monat des Krieges gegen den Hitlerfaschismus. Der Feind steht vor Moskau. Schwar-

zer Rauch über einigen Häusern zeugt davon, daß Dokumente verbrannt werden. Landwehrleute, ausschließlich Zivilisten, die irgendwie ungeschickt wirken, nicht geeignet für den Krieg, schreiten in geschlossenen Reihen an die Front, um den Soldaten zu helfen. Menschenmengen erstürmen die ostwärts gehenden Züge. Ein Junge setzt seine Aquarienfische in einem Teich aus.

Die lange Reise mit den Zügen aus Moskau nach Sibirien, zur weit entfernten Siedlung Sima, zur Großmutter, wo es keinen Krieg gibt. Und dann das Leben in dieser ganz und gar nicht friedlichen Siedlung. Und schließlich die Flucht an die Front – das ist vereinfacht das Sujet des Spielfilms „Der Kindergarten". Doch es enthält sehr viel mehr. Auf seinem Weg erwarten den Jungen viele Abenteuer und Strapazen: Bombardierungen, Begegnungen mit guten wie auch mit hartherzigen Menschen, die taub gegenüber fremder Leute Leid sind, die Arbeit in einem Werk, Hungern und Umherirren.

Am Zuschauer zieht eine beeindruckende Reihe von Charakteren vorbei. In diesem Film wirken nur drei Berufsschauspieler mit: Klaus Maria Brandauer in der Rolle eines deutschen Offiziers, Nikolai Karatschenzow als Dieb Spiel und Leonid Markow als vorgeblicher Blinder. Alle übrigen sind Laien. Man muß gesehen haben, wie sie spielen!

Übrigens stimmten nicht alle Mitwirkenden zu, ihre Arbeit als „Spiel" zu bezeichnen. Eine Mitarbeiterin der Lokalzeitung von Sima sagte, daß sie in einer kurzen Episode einfach den Weg ihrer Mutter wiederholt habe. Folgende Situation: Einige Frauen gehen die Stufen vor dem Wehrkreiskommando hinunter. In der Hand hatten sie Gefallenenbescheide. Vor vierzig Jahren war ihre Mutter dieselbe Treppe mit einer solchen Meldung und der kleinen Tochter an der Hand hinuntergestiegen. Die Großmutter Shenjas, des Hauptheiden, wird von einer Rentnerin dargestellt, die früher auch nichts mit dem Filmwesen zu tun hatte. Sie erzählt:

„Ich habe geglaubt, daß Shenja mein Enkel ist, daß er mich lebendig und heil gefunden hat. Da hatte es schon keine Bedeutung, ob dies gefilmt wurde oder nicht. Ich habe für ihn dieselbe Zärtlichkeit und Herzlichkeit wie einst für meine Kinder empfunden. Ich wollte die gequälte Seele des Jungen mit Wärme umgeben."

Manche Episoden im Film scheinen mit einer versteckten Kamera gedreht. So zum Beispiel eine kollektive Hochzeit, von der die Bräutigame an die Front gingen. Bei dieser Hochzeit wird

weniger gesprochen, als viel mehr geschwiegen und geweint. Nur Tolja, ein Junge, genannt der Artist, tanzt bis zum Umfallen. Er hat kranke Beine, aber ohne Tanzen geht es nicht, die Leute müssen doch irgendwie aufgemuntert werden. Dann stimmen die alten Frauen ein altes sibirisches Lied an, sie singen so eindringlich, so aufrichtig, mit derartig starker tragischer Hingabe, daß man vergißt, dies auf der Leinwand zu erleben.

Und erst die Kinder! Diese jeder Wärme entbehrenden, vom Krieg gepeinigten Kinder werden von Zöglingen verschiedener Kinderheime gespielt, so, als hätten sie selbst, auf Kisten an den Werkbänken stehend, für die Front gearbeitet und dieselben Normen erfüllt.

Jewgeni Jewtuschenko erzählt: „Ich wußte natürlich, daß in den 38 Jahren, die seit dem Sieg am Hitlerfaschismus vergangen sind, vieles in Vergessenheit geraten war. Den Kindern, die den Krieg zum Glück überhaupt nicht kennen, mußte ich erläutern, was ‚Evakuierung' bedeutet hat-

te, nicht dem Handwörterbuch nach, sondern im Leben. Ich mußte den Kindern, die mit Brotmarken in der Hand laut Regieanweisung Schlange stehen, erklären, was Lebensmittelkarten sind. Aber die Jungs von heute, die die kleinen Arbeiter an den Werkbänken anstelle ihrer eingezogenen Väter zu spielen hatten, sie verwandelten sich sofort, wurden erwachsen-ernst. Ich hatte die irreale Empfindung einer Wiederkehr des Vergangenen, als ob ich nicht einen Spielfilm, sondern einen dokumentarischen drehe.

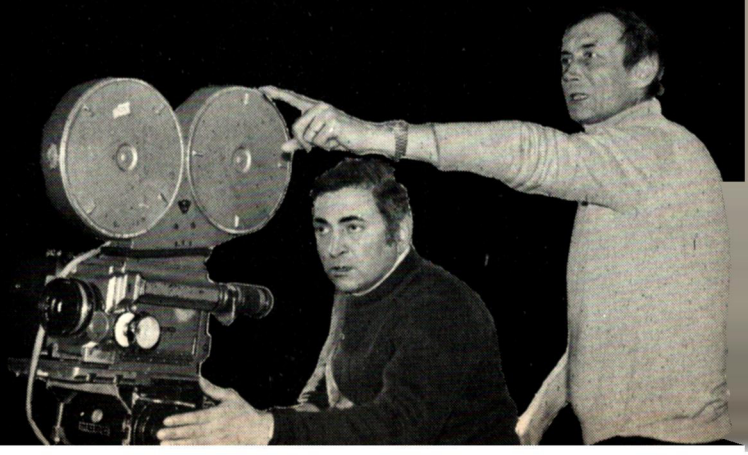
„Kinder und Krieg. Eine widernatürliche, eine schreckliche Wortverbindung", sagt der Regisseur. „Doch die Kinder wurden in den Krieg hineingezogen, selbst wenn sie sich im Hinterland befanden, waren das Kinder der Kriegszeit. ‚Unser Kindergarten ist der Krieg', heißt es in dem Lied, das im Film erklingt. So war es auch, der Krieg erzog, indem er alle Gefühle und die Wahrnehmung des Lebens zuspitzte. Ein Kind, das alle Entbehrungen der Kriegszeit durchmachen mußte, empfindet Gut und Böse be-

sonders stark, es kennt den Wert von Wärme und Gemütlichkeit, es kennt aber auch den Preis von Lüge und Ungerechtigkeit. Ich möchte, daß im Film dieser Gedanke zu finden ist."

Je weiter die Handlung fortschreitet, um so mehr überzeugt man sich davon, daß der Regisseur Jewtuschenko der Dichter Jewtuschenko geblieben ist. Das liegt nicht nur an den zahlreichen Berührungspunkten mit seinen Versen im Film, an seinen Gedichten von der Leinwand. Der Film wurde nach den Gesetzen eines epischen Poems aufgebaut. Das gilt für die Musik und auch die künstlerische Gestaltung des Films.

Mehrere Episoden wurden in der Heimat des Dichters, in der sibirischen Siedlung Sima aufgenommen. Als der Film abgedreht war, brachte ihn Jewgeni Jewtuschenko zur Uraufführung nach Sibirien. Unter den ersten Zuschauern befand sich auch Anna Seljodkina, Darstellerin einer Nebenrolle. Sie schluchzte lauthals, und neben ihr weinten zwanzig ihrer Freundinnen, ältere und alles andere als sentimentale sibirische Frauen.

„Die Erinnerung an den vergangenen Krieg, die tief in unserem Volk lebt, ist wie eine alte Wunde", sagte Jewtuschenko vor der Uraufführung des Films. „Noch heute leben Väter und Mütter, die ihre Kinder in jenem Krieg verloren haben. Sterben sie, bleiben die Witwen, die ihre Männer verloren haben. Sterben auch diese, bleiben noch die Kinder, die ihre Väter nicht kennengelernt haben. Während der Dreharbeiten ließ ich mich von einem einzigen Wunsch leiten: Dieser Film sollte eine weitere Warnung in unserer beunruhigenden Zeit werden, er soll ein weiteres Mal auf die Frage antworten, die ich selbst einmal gestellt habe: ‚Meinst du, die Russen wollen Krieg?' "



Der Dichter Jewgeni Jewtuschenko bei Dreharbeiten zu seinem Film „Der Kindergarten".

MIT SPITZEM STIFT

VERSILBERTER HUMOR

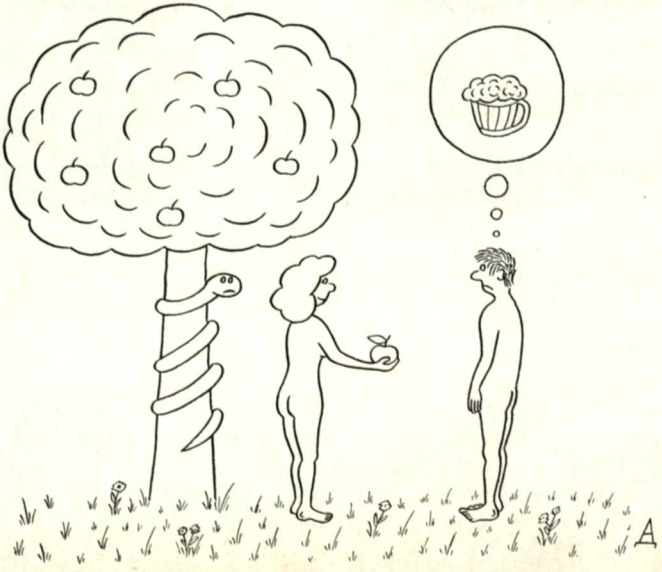
Wladimir DOBKIN

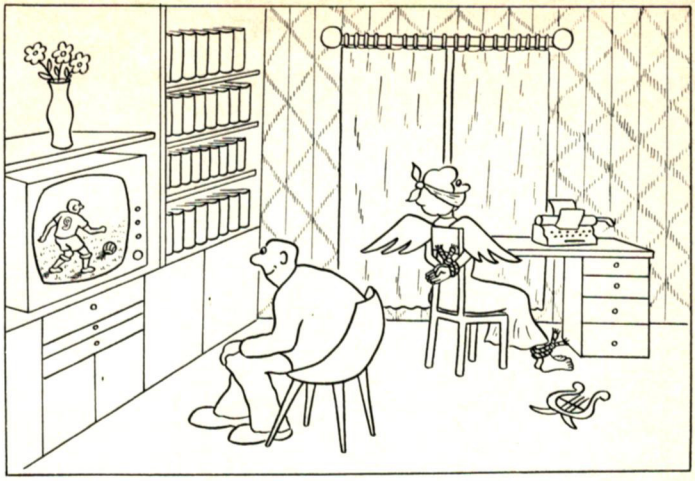
So sieht sich der Künstler selbst.

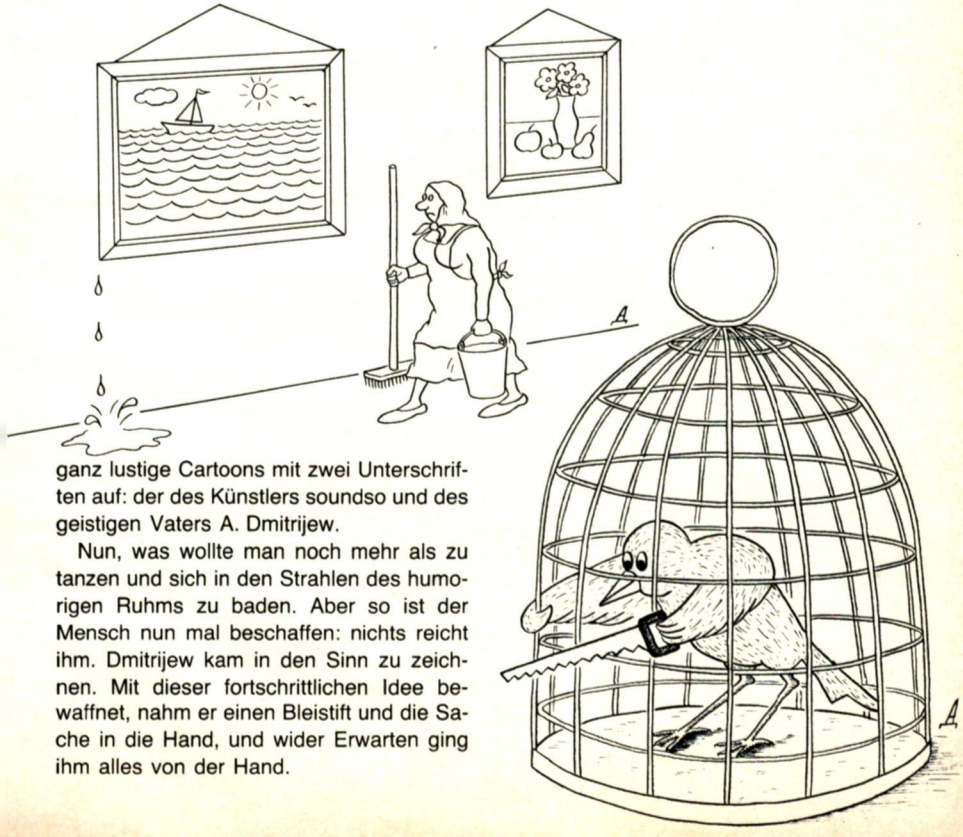
Wenn der Ballettänzer Andrej Dmitrijew sich nach seinen Auftritten – anfangs in der Operette, später in der Music-Hall und jetzt im Ensemble Rossija – müde getanzt hat, kommen ihm alle möglichen Einfälle. Die gab er zunächst nur Kollegen und Freunden zum besten. Jene lachten. Andrej auch.

Aber Leute mit ausgefallenen Ideen sind in der Regel ehrgeizig: Man erheitert hier und dort und wie weiter? Dann brachte Andrej seine Ideen aufs Papier, steckte das in einen Umschlag, den er an humoristische Zeitschriften schickte. Dort aber saßen Meister der Feder, die weiß der Teufel was zeichnen können, aber wegen dieser teuflischen Arbeit mangelt's ihnen oft an Ideen.

Und so tauchten in den Zeitschriften







ganz lustige Cartoons mit zwei Unterschriften auf: der des Künstlers soundso und des geistigen Vaters A. Dmitrijew.

Nun, was wollte man noch mehr als zu tanzen und sich in den Strahlen des humorigen Ruhms zu baden. Aber so ist der Mensch nun mal beschaffen: nichts reicht ihm. Dmitrijew kam in den Sinn zu zeichnen. Mit dieser fortschrittlichen Idee bewaffnet, nahm er einen Bleistift und die Sache in die Hand, und wider Erwarten ging ihm alles von der Hand.

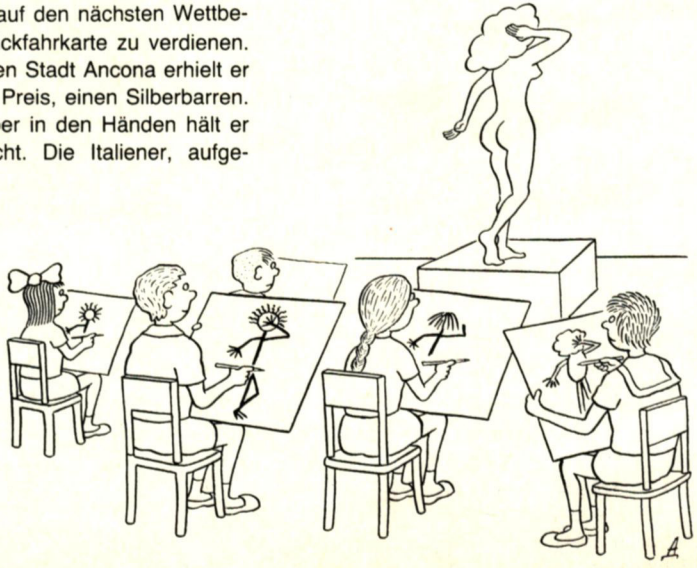
Das ist natürlich die vereinfachte Darstellung des schöpferischen Weges von A. Dmitrijew. Ihm zur Seite standen Meister dieses Genres wie Oleg Tessler und Sergej Tjunin. Eine Zeitlang schrieb Dmitrijew auch Kurzerzählungen, aber die Zeichnung – seine zweite Liebe nach der ersten, dem Ballett – siegte.

Die Lieblingsthemen des Humoristen sind der Sport und die Welt der Tiere. Aber um den Menschen macht er keinen Bogen. Von den Tieren ist er jenen besonders verbunden, die in unserer Zeit zu Kandidaten für das Rote Buch wurden. Deshalb ist der Tierpark der liebste Aufenthaltsort unseres Künstlers.

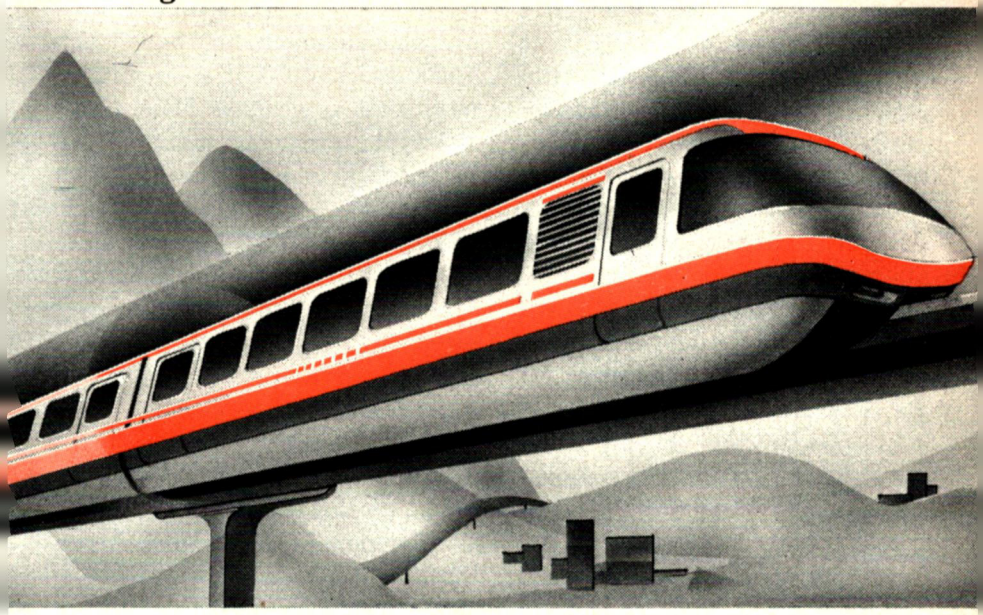
Dmitrijew blieb nicht von Ehrungen verschont, mit denen aber die merkwürdigsten Dinge geschahen. Im bulgarischen Gabrovo erhielt er eine Geldprämie, aber die bekannten Gabrovoer Geizhälse baten ihn, sie persönlich abzuholen, um die Postüberweisung zu sparen. Da die Höhe der Prämie fast dem Preis der Fahrkarte Moskau-Gabrovo entspricht, wartet Dmitrijew jetzt voller Ungeduld auf den nächsten Wettbewerb, um die Rückfahrkarte zu verdienen. In der italienischen Stadt Ancona erhielt er einen originellen Preis, einen Silberbarren. Er erhielt ihn, aber in den Händen hält er ihn bis jetzt nicht. Die Italiener, aufgeschreckt vom Schicksal des goldenen Fußballpokals, beschlossen, diesen wertvollen Preis nicht ihrer Post anzuvertrauen. Dmitrijew, der mit seinem Ballettensemble in Belgien, Jugoslawien und auch in Italien auftrat, kommt einfach nicht in den Kurort Ancona, weil er sich im Ausland nicht erholt, sondern arbeitet.

Andererseits: Was fürchten denn die Italiener? Der Pokal wurde bekanntlich in einen Barren umgegossen. In was aber einen Barren umgießen? Na sicher in einen anderen. Dmitrijew hat auch da wieder einen Einfall und bringt was zu Papier, wenn er es über hat, auf sein Silber zu warten. Das Silber dort, denke ich, ist auch nicht mehr das, was es einmal war. So bleibt ihm statt des Silbers nur der Sinn für Humor.

Allem Anschein nach ist Dmitrijew in der Kunst nicht auf Geld aus, sondern liebt sein Handwerk uneigennützig. Die Liebe aber ist ein Juwel, das nicht versilbert werden braucht.



Wie wird der Passagierverkehr Mitte des 3. Jahrtausends aussehen? Eine genaue Antwort dürfte unmöglich sein. Und doch ist die



MAGNETBAHN IM KOMMEN

Aus der Zeitschrift SNANIJE – SILA und dem Sammelband HEUREKA

Zeichnung: Tatjana SAGORSKAJA

Neben modernen Überschall-Passagierflugzeugen nehmen sich sogar die Schnellzüge wie Schildkröten aus. Vielleicht gibt es aber Triebwerke, die Züge auf Flugzeuggeschwindigkeiten beschleunigen könnten? Ja, die gibt es. Aber . . .

Es stören die Räder. Je höher die Geschwindigkeit, desto gefährlicher werden die Schläge der Räder gegen die Schienen. Deshalb müssen die Konstruktion der Triebfahrzeuge und Waggons sowie die Gleisanlagen verbessert werden, was kostenauf-

wendig ist. Geschwindigkeiten über 300 Kilometer entpuppen sich als wahrer Pyrrhussieg.

Ein qualitativ neues Prinzip des Schnellverkehrs aber verzichtet auf das traditionelle Rad. Bei einem Experiment entwickelte vor kurzem in Japan ein Magnetkissenzug auf der Strecke Tokio – Osaka die nie dagewesene Geschwindigkeit von 517 Stundenkilometern. An solche als Magnetbahn bezeichneten Höchstgeschwindigkeitszüge knüpft man heute die Hoffnungen auf die Zukunft des Eisenbahnverkehrs. Diese Züge haben keine Räder und folglich keine damit verbundenen Mängel. Zwar besitzen diesen Vorteil auch die Luftkissenzüge, bei denen die Schubkraft mit einer durch zwei Gasturbinen angetriebenen Flugzeugschraube erzeugt wird. Experten sind aber der Ansicht, daß solche Aerozüge (airtrains) wegen ihres hohen Lärmpegels besonders in den Städten keine Zukunft haben. Die geräuschlosen Magnetzüge dürften in dieser Hinsicht viel aussichtsreicher sein.

Heute werden Magnetzüge in vielen Ländern getestet, und ihre gegenwärtige, im Ergebnis langjähriger Versuche entstandene Form schien bis vor kurzem optimal zu sein. Nun berichtete die amerikanische Zeitschrift „Popular Mechanics" über eine von Ingenieur Marti Trent entwickelte prinzipiell neue Konstruktion für die Einschienenbahn, eine Magnetzugvariante. Vor allem überrascht die ungeahnte Neigungsstabilität, was bei hohen Geschwindigkeiten von großer Bedeutung ist.

Wissenschaft und Technik liefern aber viele Beispiele dafür, daß eine Neuerung mehrfach erfunden wurde. Dies trifft auch für diese Konstruktion zu.

Bereits 1933 hatte der sowjetische Mechaniker Waldner im Staatlichen Komitee für Erfindungen seine Konstruktion der Einschienenbahn angemeldet. Ihre wichtigste Besonderheit bestand in einem originellen Stabilisierungssystem, vom Urheber als „Stabilisierungsdreieck" bezeichnet. Es löste das Problem des Gleichgewichts bei hohen Geschwindigkeiten.

Neben der auf dem Hochgleis verlegten Laufschiene setzte Waldner zwei Führungsschienen ein, die an den Seiten des Laufträgers montiert wurden. Auf diesen bewegten sich die mit besonderen Stabilisierungssegmenten verbundenen Läufer des Waggons; die Stabilisierungssegmente lagen innerhalb der Waggoneinheiten. Diese Segmente wur-

den durch hydraulische Tragfedern angepreßt, die sich gegen die Wände des Waggons stützten. In Kurven neigte sich der Waggon unter der Einwirkung der Fliehkraft, und die Tragfedern spannten sich. Auf geraden Strecken entspannten sie sich, brachten den Waggon in die Ausgangslage und verhinderten ein Aufschaukeln. In beiden Fällen blieb die Lage der Laufträger gegenüber den Führungsschienen unverändert.

Ein halbes Jahrhundert später fand M. Trent eine ähnliche Lösung.

Was aber wurde seinerzeit aus der Erfindung des sowjetischen Ingenieurs?

Die Waldnersche Einschienenbahn war bereits vor dem zweiten Weltkrieg gebaut worden. Zwar handelte es sich dabei um eine Versuchsstrecke im Maßstab 1:10. Ein 2,5 Meter langes Waggonmodell entwickelte mit Hilfe von zwei Elektromotoren, die Luftschrauben antrieben, eine Geschwindigkeit von 120 Stundenkilometern; der Drehstrom lief durch die Schienen. Die Versuche verliefen erfolgreich. In Turkmenien (Mittelasien) sollte die erste, 500 Kilometer lange Strecke für den Reiseverkehr entstehen. Der mit zwei 530-PS-Motoren ausgerüstete ungewöhnliche Zug für 300 Fahrgäste sollte die damals für unmöglich gehaltene Geschwindigkeit von 250 Stundenkilometern erreichen. Aber dann kam der Krieg gegen Nazideutschland, später mußte die Volkswirtschaft, darunter der Eisenbahnverkehr, wiederhergestellt werden. Die Erfindung geriet in Vergessenheit.

Seitdem sind mehrere Jahrzehnte vergangen. Gegenwärtig ist man dabei, nach einem Plan des Staatlichen Komitees für Wissenschft und Technik der UdSSR in einigen Städten des Landes ein Magnetkissen-Transportsystem zu bauen, dem das Prinzip von Ingenieur Waldner zugrunde liegt. In Alma-Ata (Kasachstan) z. B. wurde bereits mit der Erprobung solcher Magnetzüge begonnen.

VERLOCKENDE AUSSICHTEN

Radlose Expresse mit einer Geschwindigkeit von mehr als 100 Stundenkilometern ermöglichten es, in vielen Städten das Verkehrsproblem zu entschärfen. Noch verlockender ist es aber, sie sozusagen als Konkurrenz des Flugzeugs auf Fernstrecken einzusetzen. Bis zu den Flughäfen sind es heute nicht selten 50 bis 60 Kilometer vom Stadtzentrum

aus. Zwar nimmt der Flug selbst nicht viel Zeit in Anspruch, doch alle die Abfertigungsprozeduren lassen den Zeitgewinn schrumpfen.

Ein „Trip" mit einer Magnetbahn auf die Krim oder in den Kaukasus, wo sich die Touristik- und Erholungszentren konzentrieren, würde bei einer Geschwindigkeit von 400 bis 500 Stundenkilometern 4 bis 5 Stunden dauern, also ebensoviel, wie die Fluggäste für dieselbe Strekke brauchen.

Damit solche Projekte verwirklicht werden können, müssen aber viele technische Schwierigkeiten überwunden werden, die vor allem mit dem Prinzip des Magnetkissens verbunden sind. Die einfachste Variante wäre ein System mit Dauermagneten. Wenn man den Bahnkörper mit solchen Magneten verkleidet und sie außerdem auf dem Waggonboden befestigt, so würden zwischen ihnen Abstoßungskräfte entstehen, die ohne jeglichen Energieaufwand die Magnetzüge in einer „Höhe" von 10 bis 25 Millimeter über dem Gleis halten könnten. Doch die Kosten geben hier den Ausschlag.

Diese Schwierigkeiten können mit Hilfe der Elektromagnete vermieden werden. In diesem Falle ist es möglich, die ganze Aufhängung am Waggon zu montieren und den Bahnkörper „passiv", d. h. aus gewöhnlichen Stahlschienen, zu fertigen. Komplizierter wird aber die Konstruktion der Aufhängung, doch die größte Schwierigkeit besteht in etwas anderem: Damit der Waggon nicht am Bahnkörper „festklebt", muß das Magnetfeld ununterbrochen aufrechterhalten werden, was nur spezielle und sehr teure Elektronik kann.

Deshalb erscheint eine elektrodynamische Aufhängung aussichtsreicher. Ein am Waggon installierter starker Elektromagnet induziert den Strom im Bahnkörper, der zur Erzeugung eines magnetischen Gegenfeldes angeregt wird. Infolgedessen wächst das Magnetkissen auf 10 bis 30 Zentimeter, und der Magnetzug verwandelt sich im wahrsten Sinne des Wortes in einen „fliegenden" Zug.

Inzwischen arbeiten Fachleute bereits an Projekten von Superexpressen mit Geschwindigkeiten von 800 bis 900 Stundenkilometern. An einen „normalen" Einsatz ist jedoch nicht gedacht (bei Geschwindigkeiten über 500 Stundenkilometer wird der Luftwiderstand enorm hoch). Diese Züge werden durch spezielle, auf oder unter der Erde verlegte luftleere Rohre „fliegen".

SOWJETISCHE ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN ERSCHLIESSEN IHNEN DAS LEBEN IN DER SOWJETUNION!

Der Exportkatalog von V/O «Meshdunarodnaja kniga» enthält mehr als 6500 Titel. In vielen Fremdsprachen erscheinen u. a. die Zeitschriften:

„SOWJETUNION", „SOWJETFRAU", „SPUTNIK", „REISE IN DIE UDSSR", „SOWJETLITERATUR", „MESHDUNARODNAJA SHISN", „NEUE ZEIT", „DAS 20. JAHRHUNDERT UND DER FRIEDEN", „PROBLEMY DALNEGO WOSTOKA", „UKRAINA", „SOWJETSKOJE WOJENNOJE OBOSRENIJE", „SOZIALISMUS: THEORIE UND PRAXIS", „GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN", „SOZIALISM: PRINZIPY, PRAKTIKA, PERSPEKTIVY", „LATINSKAJA AMERIKA", „KULTUR UND LEBEN", „SOWJETFILM", „SPORT IN DER UDSSR", „AUSSENHANDEL", „ASIJA I AFRIKA SEGODNJA" SOWIE DIE ZEITUNGEN „MOSKOWSKIJE NOWOSTI" und „NOWOSTI S UKRAINY".

Abonnieren können Sie sowjetische Zeitungen und Zeitschriften über die Vertragspartner von V/O „Meshdunarodnaja kniga" in Ihrem Land.

V/O „MESHDUNARODNAJA KNIGA"
UdSSR, 121200 Moskau
Smolenskaja-Sennaja pl. 32/34
Telefon: 2 44 10 22
Telex: 411160

MK MEZHDUNARODNAYA KNIGA

Kürzlich haben Experten der FAO, der Welternährungsorganisation der UNO, errechnet, daß die Waldbestände unseres Planeten sich jährlich um ein Prozent verringern. In 20 Jahren könnte dieser Prozeß einen kritischen Punkt erreichen. Und dann begännen nicht wiedergutzumachende Veränderungen in der Biosphäre.

Wald und Mensch: auf der Suche nach Harmonie

Akademiemitglied Wladimir WINOGRADOW, Präsident der Gesamtrussischen Gesellschaft für Naturschutz

Aus der Zeitschrift SNANIJE – SILA

Fotos: Wadim GIPPENREITER/ Sergej LIDOW/Viktor ACHLOMOW/APN

Zu Beginn der wissenschaftlich-technischen Revolution

schien es vielen, daß der Wald seine Bedeutung als Rohstoffguelle unvermeidlich verlieren wird – es begann das Zeitalter der Kunststoffe. Und gar über „Hølzenergetik“ zu sprechen, galt als verpönt, sie erschien angesichts billigen und bequemen Erdöls und Erdgases als Anachro-

nismus. Da trat etwas Unvorhergesehenes ein: der Bedarf an Nutzholz ging nicht nur nicht zurück, sondern wächst weiter. Besonders stark nahm der Holzeinschlag im Zusammenhang mit der Energiekrise im Westen zu. Wurden 1950 in der Welt 1,5 Milliarden Kubikmeter Nutzholz verwendet, so waren es 1970 bereits 2,2 Milliarden, und nach Prognosen der FAO wächst in diesem Jahrzehnt der Bedarf an Holzmaterialien um weitere 75 Prozent.

Doch indem die Menschen den Wald vernichten, sägen sie sich buchstäblich den Ast ab, auf dem sie sitzen. Die zunehmende Zerstörungsgewalt von Überschwemmungen und Muren, die immer häufiger auftretenden verheerenden Dürren und heißen Winde wurden von den Spezialisten vor allem mit einer verminderten Widerstandsschwelle der Biosphäre auf Grund der Dezimierung der Wälder in Beziehung gesetzt. Die Verwüstung nimmt zu, die Erosionsverwitterung erreicht den Charakter einer globalen Katastrophe. Auch anderes ruft Sorge hervor. Ein Hektar Wald produziert bekanntlich durch Photosynthese rund 30 Tonnen Sauerstoff im Jahr. Vielleicht ermöglichen gerade diese grünen Fabriken, daß die Erde bisher nicht an Atemnot erstickte.

Die Ausgangssituation ist äußerst interessant: Die wissenschaftlich-technische Revolution hat den Bedarf an Nutzholz nicht verringert, sondern im Gegenteil sogar vergrößert, und gleichzeitig wurde festgestellt, daß der Bedarf an lebendem, wachsendem Wald in noch größerem Maße zunimmt.

NICHT FEINDE, SONDERN FREUNDE

Den Anhängern eines ökologischen Herangehens an die Nutzung des Waldes, zu denen auch ich mich rechne, wird häufig vorgeworfen, daß sie angeblich überhaupt gegen jeden industriellen Holzeinschlag seien. Doch diese Vorwürfe sind unbegründet. Der Stein des Anstoßes ist nicht die Frage „Fällen oder nicht Fällen?“, sondern die, **was** und **wie** Fällen. Früher, als das Hauptwerkzeug der Holzfäller das Beil war, an das wir uns mit fast nostalgischer Wehmut erinnern, blieb der Einschlag gering und zeigte keinen wesentlichen Einfluß auf das Ökosystem. Die Anwendung industrieller Methoden nimmt dem Wald jedoch die Möglichkeit, die ihm zugefügten Wunden selbst zu heilen. In den grünen Massiven entstehen Herde mit weitgehenden Störungen des ökologischen Gleichgewichts. Ebendeshalb ist in unserer Zeit der bis zu den Zähnen mit neuer Technik ausgerüstete Mensch für den Wald eine feindliche Kraft.

Aber die Menschen forsten doch anstelle des abgeholzten Waldes auch wieder auf! Ist das etwa keine Lösung des Problems?

Die Suche nach Wegen für die Harmonie in den Wechselbeziehungen von Mensch und Wald, ihre immer offensichtlicher werdende Abhängigkeit voneinander ist viel komplizierter. Der Wald ist nicht einfach eine Ansammlung von Bäumen, die man – ähnlich wie ausgediente Maschinen-

teile – durch ebendiese Teile ersetzen kann. Jedes Gehölz oder ein beliebiger Eichenhain ist ein einmaliger lebender Organismus. Aus der Sicht der modernen Wissenschaft stellt sich der Waldbestand unseres Planeten nicht als Summe einzelner, abgegrenzter Lebensgemeinschaften dar, sondern als einheitliches System, sozusagen als **Weltwald,** ähnlich wie die Gesamtheit aller Meere und Ozeane das Weltmeer bildet. Deshalb ist hier jegliche, noch dazu undurchdachte Einmischung mit ernsthaften Folgen verbunden. Wissenschaftler haben kürzlich ermittelt, daß der Wald Einfluß auf die Strahlungsbalance, die atmosphärische Zirkulation und den Feuchtigkeitshaushalt hat, daß heißt ein klimabildender Faktor von großer Bedeutung ist.

Diese Tatsachen erfordern ein prinzipiell neues, globales Herangehen an die Waldnutzung. In dieser Richtung werden bereits die ersten wichtigen Schritte unternommen. Die Realisierung des Internationalen Biologischen Programms, die Modellierung mit Hilfe von Computern ermöglichten in den letzten Jahren eine umfassende Information über die Wälder in verschiedenen Regionen der Erde. So wurden Computermodelle der primären Produktivität der Wälder des gesamten Erdballs aufgestellt, es wurde bestimmt, welche Wälder in welchem Maße antropogene Veränderungen in der Lebenssphäre der Erde kompensieren können.

Die Bewaldung kann in Zukunft zu dem „Hebel" werden, mit dessen Hilfe die Menschheit nicht nur das Klima beeinflussen, sondern auch die Eigenschaften der Umwelt regulieren kann. Der Wald ist in unserer Hand. Wir sind durchaus in der Lage, die Waldbestände unseres Planeten zu vergrößern, und zwar bedeutend. Gerade darin besteht das Wesen der von sowjetischen Wissenschaftlern aufgeworfenen Idee einer maximalen und allgemeinen Biologisierung der Umwelt – der Entwicklung der Pflanzenwelt, insbesondere von Bäumen und Sträuchern, buchstäblich auf jedem Fleckchen ungenutzter Erde.

Die Wälder nehmen gegenwärtig auf der Erde ungefähr ein Drittel des Festlandes ein. Und sie haben noch Platz, sich auszudehnen.

„ARBEITENDE" WÄLDER LÖSEN DAS PROBLEM

In unserer Zeit ist die Notwendigkeit entstanden, sogenannte antropogene (von anthropo [griech.] „Mensch, zum Menschen gehörig") Wälder zu schaffen, eine Art grüne Sanitäter. Allein ein Hektar Kiefernanpflanzungen nimmt ähnlich wie ein riesiger Staubsauger jährlich 36 Tonnen Staub aus der Luft auf, Buchenwälder sogar 68 Tonnen. Es wurde festgestellt, daß Phytonzide – aromatische Partikel, die in der Waldluft enthalten sind – die Fähigkeit besitzen, krankheitserregende Bakterien an Ort und Stelle abzutöten. Kommen zum Beispiel Ruhrmikroben mit Pappelblättern in Berührung, so sterben diese Mikroben sofort ab.

Diese Fähigkeiten der Gehölze lassen sich im Forstwesen nutzen. Sowjetische Spezialisten führen zum Beispiel gegenwärtig

In der UdSSR wurden Forstwirtschaftsbetriebe geschaffen, die beide Funktionen in sich vereinen: Forstmännische Aufbereitung des Nutzholzes und Wiederaufforstung der grünen Massive.

Versuche zur speziellen Auswahl von Baum- und Strauchkulturen für große Anpflanzungen durch, die rings um Industriezonen geschaffen werden. Außerdem arbeiten sie „Modelle" für Wälder aus, die auf Kahlschlägen oder Brandflächen entstehen sollen und in ihren nützlichen Eigenschaften sogar natürlich wachsende Wälder übertreffen. Die „Konstruktion" solcher maßgeschneiderter Wälder ist ein Novum. Das Wichtigste dabei ist, in ihnen optimale Bedingungen für die Existenz einer komplizierten Gemeinschaft von Pflanzen, Tieren und Vögeln zu gewährleisten, all dessen, was den Wald ausmacht.

Äußerst perspektivreich ist die Praxis einer Reihe von Ländern auf dem Gebiet der sogenannten Plantagen-Forstwirtschaft. Viele sehen in dieser Form der Forstwirtschaft als eines Zweiges der Agrar-Industrie-Produktion eine reale Möglichkeit, die Menge des Nutzholzes zu vergrößern.

Noch verlockender ist es, durch vereinte Anstrengungen der Wissenschaftler, Fachleute und Mittel verschiedener Länder so etwas wie international „arbeitende" Wälder zu schaffen, die zentralisiert Verbraucher in den verschiedensten Ecken des Erdballes mit Rohstoffen versorgen könnten. Das würde es nicht nur gestatten, die Gefahr für die natürlichen Wälder zu beseitigen, sondern auch eine optimale Nut-

zung des bioklimatischen Potentials jener Zonen unseres Planeten zu sichern, wo die Bäume „wie auf Hefe" wachsen. Die Erfahrung zeigt, daß unter günstigen Bedingungen die Waldplantagen eine siebenmal höhere Produktivität haben als natürliche Wälder.

Die ersten Schritte zur Anlegung industrieller Waldplantagen sind in der Sowjetunion bereits getan worden. Für den Erfolg jedoch sind noch viele Faktoren nötig. Das betrifft vor allen Dingen speziell gezüchtete Baumarten. Wir brauchen „Akzeleratoren", die in der Lage sind, einen hohen Holzertrag nach maximal 10 bis 30 Jahren zu geben und nicht erst nach 100 oder 120 Jahren wie bisher. Die jüngsten Erfolge der Selektionäre und Genetiker gestatten es, in der Forstwirtschaft die Heterosis zu nutzen, das heißt hochproduktive Hybriden „zu konstruieren", die in der Lage sind, einen jährlichen Rekordzuwachs an Nutzholz zu bringen. So werden im Süden der UdSSR bereits Hybriden einer Hochleistungspappel aufgezogen.

Die moderne Wissenschaft ermöglicht es auch, Bäume mit vorher bestimmten Eigenschaften zu züchten, Holz mit zum Beispiel vergrößerter Faserlänge oder bestimmter Qualität, was sehr wichtig für die Zellulose-Papier-Industrie ist. Mit der Zeit dürfte es sogar möglich sein, die Bestellung der Möbelhersteller und anderer Holzverbraucher zu berücksichtigen.

Der gesamte holzindustrielle Komplex der Welt muß so schnell wie möglich auf eine kontinuierliche und unerschöpfliche Forstnutzung umgestellt werden. Dieses Prinzip hat in der UdSSR Gesetzeskraft erlangt. Es ist in den „Grundlagen der Forstgesetzgebung" verankert. Sowjetische Wissenschaftler haben eine Reihe von Empfehlungen erarbeitet, die jene Grenze bestimmen, über die hinaus man nicht in das evolutionär entstandene, subtil aufgebaute Ökosystem des Waldes eingreifen darf.

Gegenwärtig erfolgt in der Sowjetunion eine Zusammenfassung aller in der Forstwirtschaft Tätigen. Die Forstwirtschaftsbetriebe befassen sich sowohl mit der Nutzholzgewinnung als auch mit der Reproduktion der Wälder. Erste Ergebnisse liegen vor. So hat sich der Waldbestand in Lettland in den letzten Jahren von 37 auf 45 Prozent vergrößert.

In der Sowjetunion bestehen 90 Naturschutzgebiete, die zur Erhaltung einmaliger natürlicher Landschaften und der wichtigsten Vertreter der Tier- und Pflanzenwelt beitragen. 60 davon mit einer Gesamtfläche von fünf Millionen Hektar befinden sich in Waldgebieten der verschiedensten geographischen Zonen des Landes.

Ein äußerst sorgsames Verhalten zum grünen Partner, der seine Verpflichtungen gegenüber der Menschheit redlich erfüllt, sollte uns zur Gewohnheit werden. Dann wird die Harmonie von Mensch und Wald möglich.

All seine Bücher schrieb Vitali Bianki (1894–1959) für Kinder. Sie erzählen vom Leben der Tiere, Vögel und Insekten in märchenhaften Rätseln.

Die stillen Waldsänger

MÄRCHEN

Vitali BIANKI

Zeichnungen: Jelena USKOWA

Hörst du die Musik im Walde? Wenn man ihr lauscht, könnte man meinen, alle Tiere, Vögel und Insekten seien als Sänger und Musikanten zur Welt gekommen.

Vielleicht ist es gar so: ein jeder liebt Musik und möchte singen. Nur, nicht jeder hat auch die Stimme dafür.

Hör zu, wie und womit die Sänger ohne Stimme singen.

Die Frösche am See fingen schon in der Nacht an.

Sie pusteten die Blasen hinter ihren Ohren auf, steckten die Köpfe aus dem Wasser hervor, klappten das Maul ein wenig auf . . .

„Qua-a-a-a! . . .“ kam es aus den Blasen.

Das hörte der Storch aus dem Dorf und freute sich sehr:

„Ein ganzer Chor! Da werde ich was zu Knabbern haben!“

Und er flog zum Frühstück an den See. Dort ließ er sich am Ufer nieder und dachte:

„Bin ich etwa schlechter als die Frösche? Singen, obwohl sie keine Stimme haben. Ich versuche es auch mal.“

Er reckte seinen langen Schnabel und schlug mit der oberen Hälfte auf die untere – mal leiser, mal lauter, mal langsamer und mal schneller: eine hölzerne Rassel hätte nicht besser geklungen! Er war so beschäftigt, daß er darüber ganz das Frühstück vergaß.

Im Schilf aber stand eine Rohrdommel auf einem Bein. Die hörte zu und dachte bei sich:

„Ich Vogel ohne Stimme! Der Storch kann zwar auch nicht singen, aber seht nur, was für ein Lied er spielt.“

Und da kam ihr der Gedanke: „Ich werd's mal auf dem Wasser versuchen!“

Sie steckte ihren Schnabel in den See, nahm ihn voll Wasser und pustete aus aller Kraft! Da rollte ein lautes Getöse über den See:

„Prum-bu-bu-bum!" als ob ein Stier brüllte.

„Das ist vielleicht ein Liedchen!" dachte der Specht, als er die Rohrdommel im Walde hörte. „Ein Instrument werd' auch ich finden: als wäre der Baum keine Trommel und meine Nase kein Schlegel!"

Er stützte sich auf den Schwanz, lehnte sich zurück, holte mit dem Kopf aus und klopfte drauflos, mit der Nase auf den Zweig!

Genau wie ein Trommelwirbel.

Ein Käfer mit riesenlangen Fühlern kam aus der Baumrinde hervorgekrochen.

Er drehte und drehte den Kopf, und sein steifes Genick knirschte dabei. Der Holzkäfer piepst, hat sich fast das Genick verrenkt – dafür aber ist er mit seinem Lied zufrieden.

Und unten, unter dem Baum kam eine Hummel aus ihrem Nest und flog auf die Wiese singen.

Sie kreist um eine Blume und summt mit ihren festen Flügelchen, als ob eine Saite tönt.

Das Hummellied weckte die grünen Heuschrecken im Gras.

Die Heuschrecken machten sich daran, ihre Geigen zu stimmen. Dabei dienten ihre Flügel als Geigen und ihre Beinchen als Geigenbögen.

Die Heuschrecken reiben sich die Seiten mit den Beinchen und zirpen.

„Ach", denkt im Sumpf die Schnepfe mit der langen Nase, „da muß ich auch was singen! Bloß womit? Der Hals taugt nicht, die Nase ebenfalls, das Genick, die Flügel und Beine geben auch nichts her. Sei es wie sei – ich fliege los. Werd' schon nicht stumm bleiben, sondern irgend etwas aus mir rauskriegen!"

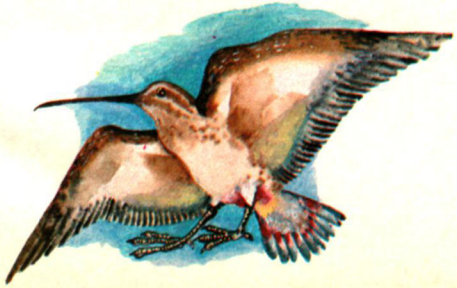
Sie stemmte sich von dem Erdhügel im Sumpf ab, hob sich in die Lüfte und verschwand in den Wolken. Den Schwanz breitete sie wie einen Fächer aus, streckte die Flügel und stürzte sich, mit der Nase nach unten, zur Erde. Dabei trudelte sie von einer Seite zur anderen, wie ein aus der Höhe hinuntergeworfenes Brettchen. Mit dem Kopf zerteilte sie die Luft, und im Schwanz spielte der Wind mit ihren feinen, schmalen Federn.

Und von der Erde aus klang es, als ob da oben ein Schäflein sein „Blök"-Liedchen anstimmen wollte.

Aber das ist die Schnepfe.

Rate mal, womit sie singt?

Mit dem Schwanz.



Aus der Geschichte Rußlands

- die Garde praßt, die Weinhändler errechnen ihre Verluste
- die Zarin korrespondiert mit Voltaire und plagiiert Montesquieu
- die Fronherren knechten das Volk; das Volk setzt sich nach Kräften zur Wehr

DIE BITTEREN FRÜCHTE DES „AUFGEKLÄRTEN" ABSOLUTISMUS

Boris KROTKOW

Fotos: Anatoli IOLIS/
Andrej MARKOW/
Wladimir KIRJUCHIN

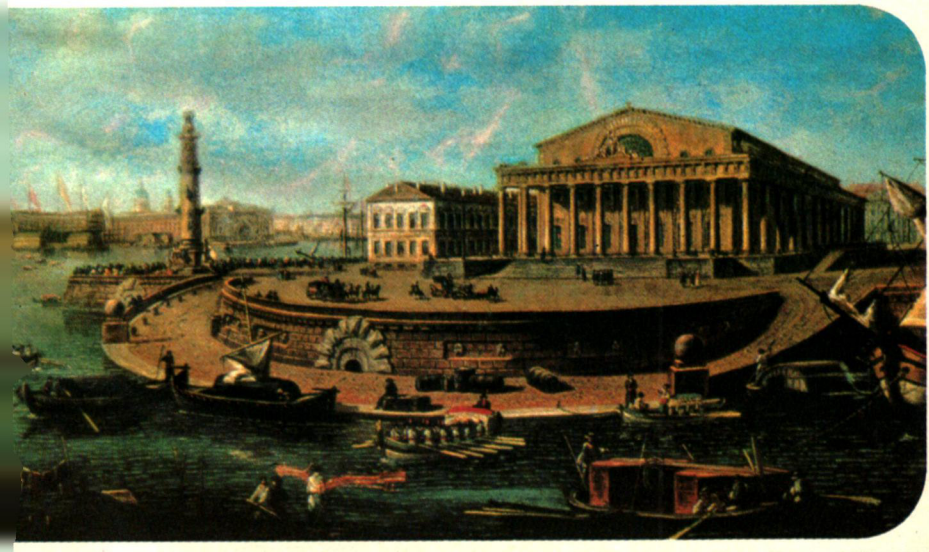
Russische Historiker, die Katharina II. verehrten, nannten den Sturz Peters III. „die heiterste, delikateste und unblutigste aller bekannten Revolutionen, eine echte Damenrevolution". Allerdings habe sie zuviel Wein gekostet: Am Tage des Einzugs Katharinas in die Hauptstadt standen den Truppen alle Schenken offen; Gardesoldaten schleppten wie toll Met, Bier, Schnaps und

Fortsetzung. Siehe Heft 4, 5, 6, 7, 8, 9/84. – *d. R.*

Sekt herbei und füllten sie in Waschzuber, Fässer und andere Behältnisse um. Noch drei Jahre später verhandelte der Senat über die Klage der Petersburger Weinhändler, sie hätten „die aus Anlaß der glücklichen Thronbesteigung Ihrer Majestät beschlagnahmten Weine und anderen Getränke“ nicht restlos bezahlt bekommen.

Die Historiker haben recht. Vor Freude wurde viel Wein genossen, aber kein Blut vergossen – ausgenommen das des Gestürzten. Dieser Zufallsgast auf dem russischen Thron wurde eine Woche nach dem Umsturz von den Offizieren, die ihn bewachen sollten, ermordet. Die wichtigste Besonderheit der Petersburger Ereignisse vom Juni 1762 bestand aber darin, daß Rußland bis zum Ende des Jahrhunderts eine selten stabile Regierung hatte. Sie war es, weil der Adel, der entscheidende Faktor im Staat, mit ihr zufrieden war.

So sah Petersburg zu Zeiten Katharina II. aus. Dort, wo die Newa in den Finnischen Meerbusen fließt und einst Sümpfe und stockfinstere Wälder wucherten, wuchs durch die Arbeit Zehntausender Menschen in einem halben Jahrhundert eine der schönsten Städte der Welt. Sie wurde vom ganzen Land gebaut. Jedes Schiff, das hier anlegte, mußte 20–30 große Steinblöcke anlanden, jedes Fuhrwerk drei Steine. Die Adligen waren verpflichtet, nur prachtvolle Paläste zu errichten, die Kaufleute mußten zweistöckige Handelshäuser mit hohen Räumlichkeiten und Fassadenschmuck bauen. Die „niederen“ Leute hausten natürlich in Kellern und in den Bruchbuden am Stadtrand. Zu einem Wahrzeichen der neuen Hauptstadt wurde die Börse, die hier Fjodor Alexejew (1753–1824) zum Gegenstand seines Gemäldes machte.



In den ersten Jahren ihrer Herrschaft schreckte Katharina viele Angehörige der regierenden Elite auf. Bei ihrer Thronbesteigung sagte sie: „Ein nicht durch gute und menschliche Eigenschaften des Alleinherrschers im Zaum gehaltener Absolutismus ist ein Übel, das viele verderbliche Folgen nach sich ziehen kann."

Vom russischen Thron aus hatte noch niemand so verheißungsvoll zum Volk gesprochen. Katharina ging noch weiter. Sie schrieb eigenhändig eine Order, an die sich die Gesetzgeber des Russischen Reiches beim Abfassen neuer Gesetze zu halten hatten. Dieser Order fußte auf Montesquieus „Der Geist der Gesetze" und auf der von Katharina bewunderten Schrift des italienischen Aufklärers Cesare Bonesana de Beccaria „Verbrechen und Strafe". Sie gab die bei den Aufklärern entlehnten Ideen derart ungestüm wieder, daß ihr Schreiben beispielsweise in Frankreich für politisch schädlich befunden und sogar verboten wurde.

Die russischen Adligen mußten einige Aufregung erleben, bis sie erkannten, daß die Zarin nur geruhte, sich liberal und volksfreundlich zu geben, um vor Europa als aufgeklärte und humane Regentin dazustehen.

Das erreichte sie tatsächlich. Selbst Voltaire, der mit ihr im Briefwechsel stand, äußerte sich achtungsvoll über sie und nannte sie in Privatbriefen „meine liebenswürdige Katho!"

Die „liebenswürdige Katho" aber vergaß sehr bald ihre Versprechen, „die treuen Diener des Vaterlandes von Kummer und Demütigung zu befreien". Sie brach die Tätigkeit der Kommission zur Revision der Gesetze und zur Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches ab, für die sie die Verfügung geschrieben

Zu einem wahren Fluch für Rußland wurde die Leibeigenschaft. Sie behinderte die Entwicklung des Staates. Was bedeutete sie aber für die Gutsbesitzer? Sie kauften und verkauften die Bauern, verloren sie beim Kartenspiel, verboten ihnen den Besitz von Eigentum und sich ohne schriftliche Genehmigung vom Wohnort zu entfernen; sie schikanierten die Bauern, sahen sie nicht als Menschen an. Es gab sogar einen bestimmten Marktpreis für die Bauernseele: ein junges Bauernpaar war dreimal billiger als ein nicht zugerittenes Halbblut zu haben. „Handel" nannte Nikolai Newrew (1830–1904) sein Bild. Diesmal begann der Morgen für den Gutsbesitzer mit einem Geschäft – mit dem Verkauf einer Hofmagd, die dem herbeigeeilten Nachbar auf den ersten Blick gefiel.

Mit Pugatschow gingen nicht nur Kosaken und leibeigene Bauern. In seine Abteilungen hatten sich auch Manufakturarbeiter aus dem Ural eingereiht. Sie übergaben Pugatschow die in den Werken vorhandene Artillerie, fertigten neue Waffen, Pulver und Geschosse. Andrej Owtscharow, ein zeitgenössischer sowjetischer Künstler nannte sein Gemälde „Pugatschow zu Hilfe".

hatte, um sie nie wieder einzuberufen, und befaßte sich in ihrer ganzen Emsigkeit und Akkuratesse damit, die Leibeigenschaft in Rußland zu behaupten. Der „Erfolg" blieb nicht aus. Unter ihrer Regentschaft wurden die Gutsbesitzer Leibeigner weiterer 850 000 Bauern, was den Übergang Rußlands vom Feudalismus zum Kapitalismus erheblich verzögerte. Während Westeuropa, sieghaft aus allen Fabrikschloten rauchend, in die neue Epoche wechselte, stolperte Rußland wieder nur vorwärts. Gewiß, es entwickelte seine Lohnarbeiter beschäftigende Industrie, überflügelte sogar eine Zeitlang im Roh-

eisenausstoß England, förderte Handel und Gewerbe, auf weite Sicht wurde das alles aber durch die betont adelsfreundliche Politik der Regierung wieder zunichte gemacht, eine Politik, die die geschichtlich dem Untergang geweihte Leibeigenschaft nicht allein in die Breite, sondern auch in die Tiefe wachsen ließ. Das ging so weit, daß:

– laut Ukas von 1765 die Gutsherren ihre Bauern zur Zwangsarbeit in die Verbannung schicken konnten;

Lange Zeit nahm man an, daß die Maler zu Lebzeiten Pugatschows kein Porträt von ihm gefertigt hätten. Schließlich wurde nachgewiesen, daß dem nicht so war. Nicht nur Literaten und Memoirenschreiber, auch – vornehmlich unbekannte – Künstler hinterließen eine bildliche Vorstellung von dem berühmten Aufständischen.

– laut Ukas von 1767 es den Bauern unter Androhung schwerer Strafen verboten war, gegen ihre Fronherren Klage zu führen.

Der Gutsbesitzer konnte seine leibeigenen Bauern nicht nur auspowern, sondern auch peinigen. Nicht nur einer hielt sich einen Harem aus leibeigenen Bäuerinnen, diese mußten den Welpen seiner Jagdhunde die Brust geben. Er mischte sich ins Familienleben „seiner Leute" ein, trennte Eltern von ihren Kindern und Frauen von ihren Männern, verhinderte oder befahl Eheschließungen. Bauern, die sich etwas zuschulden kommen ließen, wurden in den Stallungen bestialisch mißhandelt. Die Rechtslage der Leibeigenen unterschied sich kaum von der der Sklaven. Kein Wunder, daß sie sich nach Kräften zur Wehr setzten.

Wie konnten sie das? Mit der Axt in der einen und mit der Fackel in der anderen Hand. In ganz Rußland standen Herrensitze in Flammen und rollten die verhaßten Köpfe der Herren. Ein Aufstand folgte dem anderen, bis sie 1773 in den Bauernkrieg unter Jemeljan Pugatschow einmündeten.

Pugatschow wurde 1742 in der Staniza Simoweiskaja am Don geboren, wo auch Stepan Rasin zur Welt gekommen war. Pugatschow war noch nicht einmal 33 Jahre alt, als er geköpft wurde. Nur zwei Jahre führte er unter

dem Namen Peter III. die rebellierenden Bauern, Kosaken und Bergleute, Russen und Nichtrussen und versetzte die Reichen von Sibirien bis Moskau, vom Kuban bis zu den nordischen Wäldern bei Murom in Angst und Schrecken. Zu Beginn des Aufstands, am 17. September 1773, zählte sein Trupp nur 80 Mann. Am nächsten Tag waren es 200, am übernächsten 400 und nach zwei Wochen schon 2500 ... Wie es in Pugatschows Manifest hieß, kämpften sie „für Freiheit, gegen Zwangsrekrutierungen, Kopfsteuer und andere Abgaben", ferner „um Grund und Boden, Forsten, Heuschläge, Fischereigründe" und für die Befreiung „von allen schurkischen Adligen und städtischen Halsabschneidern".

Der Aufstand brach am Ural, einem Fluß in der Nähe der Stadt Uralsk aus, die damals aber noch keine Stadt, sondern nur eine Kosakenfestung war. Er breitete sich anfangs nordwärts bis zum Mittleren Ural, dann nach Westen und Südwesten bis ins Wolgagebiet aus. Die Pugatschow-Bewegung erfaßte ein Gebiet, das dreimal so groß wie England war.

Anfangs maß man in Petersburg dem Aufruhr keine Bedeutung bei. Man hatte schon so manche Rebellion erlebt. Außerdem standen dort, wo dieser Aufstand ausgebrochen war, viele Garnisonen. Katharina und ihre Höflinge zweifelten nicht daran, daß Pugatschow schon nach wenigen Wochen gekettet in die Hauptstadt gebracht werden würde.

Woche um Woche verstrich, aber im Winterpalais an der Newa, in der Zarenresidenz, trafen immer neue Meldungen ein, daß die Aufständischen Stadt um Stadt nähmen, daß sie von Bauern und Städtern sehnlich erwartet würden und diese sich „erfrechten", keine Steuern zu zahlen und keinen Frondienst zu leisten. Schon war sogar in Moskau vom Näherkommen Pugatschows die Rede. Dort seien, so meldete die Polizei, Knechte und Manufakturarbeiter aufsässig und von dem Usurpator begeistert, der ihnen die ersehnte Freiheit bringe.

Die Flammen des Aufstands sprangen auf Sibirien und die Ukraine über. Seite an Seite mit Russen kämpften bald Baschkiren unter dem Dichter Salawat Julajew, Kalmyken, arme Tataren, Tschuwaschen, Mordwinen und Angehörige anderer Völkerschaften. Bis ins Winterpalais drangen Pugatschows Worte: „Meine Scharen sind zahlreich wie der Sand am Meer, ich weiß, daß mich das gemeine Volk überall mit offenen Armen aufnehmen wird."

Die Zarenregierung bot gegen die Aufständischen immer mehr Truppen auf, schloß eilends Frieden mit den Türken und verlegte Verbände von der türkischen Front in die rebellierenden Ge-

biete. Jetzt gingen nicht zweitrangige Hauptleute und Majore, sondern kampferprobte Generale gegen Pugatschow vor, geführt von Generalfeldmarschall Pjotr Panin, den der Kosake Pugatschow im Siebenjährigen Krieg in einer Schlacht unter Einsatz des eigenen Lebens vor der Gefangennahme bewahrt hatte.

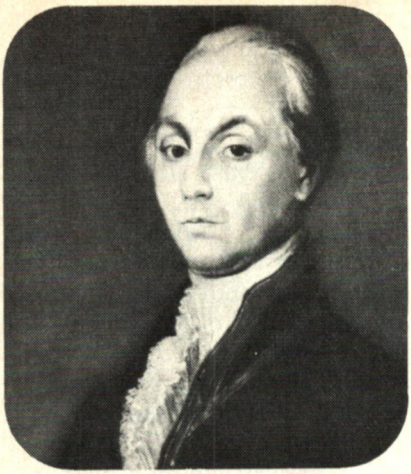
Pugatschows Leute kämpften tapfer, aber die Feinde waren in der Überzahl. Reiche Kosaken, die ihm anfangs gefolgt waren, verrieten ihn. Pugatschow wurde ausgeliefert und vor Panin gebracht. Wie Augenzeugen berichteten, fiel der General schimpfend über den Gefangenen her, schlug ihm das Gesicht blutig und riß ihm ein Stück Bart aus.

Besonders hatte Panin erzürnt, daß sich der Bauernführer als Zar Peter III. ausgegeben hatte, dem es angeblich gelungen war, den von Katharina II. gedungenen Mördern zu entkommen. Pugatschow hatte diesen Schritt getan, weil er wußte, daß die russischen Bauern an ein „gutes Väterchen Zar" glaubten und von ihm ihre Befreiung erhofften.

Übrigens war Pugatschow nach 1762 schon der fünfte gewesen, der sich für Zar Peter III. ausgegeben hatte. (Das russische Volk war nicht nachtragend. Es hatte seinen Zorn und seine Wut auf Peter III. zu dessen Lebzeiten vergessen. Nach seiner Ermordung aber bemitleidete und idealisierte es ihn und erhoffte sich immer noch ein besseres Dasein.) Seine Umgebung wußte natürlich, daß er nicht der Zar war, aber die Kosaken sagten: „Ganz gleich, wer er ist, wenn nur alles gut wird." Das einfache Volk glaubte jedoch der Zarenlegende, und dies so fest, daß bald nach seiner Hinrichtung das Gerücht aufkam, ein anderer sei geköpft worden, der Zar aber sei am Leben geblieben und werde wiederkommen.

Man fragt sich, warum der Aufstand bei diesem festen Glauben des Volkes an seinen Führer und bei dem erfolgreichen Anfang schließlich doch scheitern mußte. Auch wenn Pugatschow ein klares politisches Programm und sein Heer Elemente militärischer Organisation aufwiesen, der Aufstand war wie alle spontanen Erhebungen der Bauern im Feudalismus zum Scheitern verurteilt. Er hinterließ aber in Rußland Spuren.

Der Adel schlug die Aufständischen. Er hatte aber nichts zugelernt und ging daran, die Leibeigenschaft in einer Art Adelsreaktion noch zu festigen und sich furchtbar am Volk für dessen Unbotmäßigkeit zu rächen. Tausende wurden zur Zwangsarbeit in die sibirischen Gruben verbannt, Zehntausende ausgepeitscht, unzählige hingerichtet. Als Warnung an die Besiegten setzte man auf der Wolga Flöße mit Galgen darauf aus. Pugatschows Vater-



Als Katharina II. im Jahre 1790 die „Reise von Petersburg nach Moskau" durchlas, reagierte sie so: „Das ist Meuterei! Der Verfasser ist ein noch schlimmerer Rebell als Pugatschow". Sie befahl, ihn hinzurichten. Später wandelte sie die Todesstrafe in Zwangsarbeit in Sibirien um. Ihr Sohn Paul I. holte nach seiner Thronbesteigung den Autor aus Sibirien zurück, aber nur aus Haß auf seine Mutter. Der Verfasser wurde unter Polizeiaufsicht gestellt. Zur Verzweiflung getrieben, setzte er 1802 im Alter von 53 Jahren seinem Leben ein Ende. Vor dem Tod schrieb er: „Die Nachfahren werden mich rächen." Der Autor war Alexander Radistschew, einer der ersten russischen Revolutionäre. In seinem Buch rief er zum Kampf gegen die Selbstherrschaft und Leibeigenschaft auf.

haus wurde eingeäschert, die Asche in alle Winde verstreut und die Stätte, wo es gestanden hatte, umgepflügt.

Pugatschows Familie wurde grausam bestraft. Seine Frau, mit der der „Bauernzar" die letzten Jahre nicht mehr zusammengelebt hatte, sein junger Sohn und die beiden Töchter wurden in eine Festung gesperrt und dort bis zu ihrem Tode unter strenger Bewachung gehalten. Die Jüngste starb in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts. Zur ersten Frau in der Zelle wurde seine zweite Frau geworfen, die „Zarin Ustinja", die er als „Peter III." geehelicht hatte.

Das war die Rache der „aufgeklärten Zarin", der „liebenswürdigen Katho". Sie sollte noch 20 Jahre regieren. In all den Jahren scheute sie keine Mühe, das Land von den fortschrittlichen Ideen der Epoche, vor allem aber von der Großen Französischen Revolution, zu isolieren. Rußland blieb mehr und mehr auch wirtschaftlich zurück.

Aber es gab auch eine andere Reaktion auf den Aufstand Pugatschows. In den fortschrittlichen Kreisen jener Epoche reifte der Gedanke über die Notwendigkeit einer Bauernrevolution. Immer schärfer kritisierten sie die Leibeigenschaft, das Schmarotzertum und die Grausamkeit des Adels und riefen zum Kampf für die Befreiung des Volkes von der Zarentyrannei auf. Doch erst im nächsten Jahrhundert trat das alles voll zutage. Wir aber bleiben noch etwas im 18. Jahrhundert, um zu sehen, wie Rußland endlich die Wiedervereinigung aller russischen, ukrainischen und belorussischen Lande vollendete und sich erneut Zugang zum Schwarzen Meer verschaffte, das in alten Zeiten das Russische Meer genannt worden war.

– Ist es möglich, eine Gesundheitsprognose über ein noch ungeborenes Kind aufzustellen?

– Was versteht man unter „Beseitigung von künftigen Gefahren"?

– Wovon hängt das Talent, Frau zu sein, ab?

GEPLANTES FAMILIENGLÜCK

Alla SCHEIFIS

Aus der Zeitung MOSKOWSKI KOMSOMOLEZ

Montage: Konstantin VIKTOROW

Fotos: Mark STEINBOCK

Zunächst verlief alles wie gewohnt. Die Ärztin Veronika Schistschenko stellte ihrer Patientin Fragen, wie das in der Regel bei allen werdenden Müttern während der 6. Schwangerschaftswoche erfolgt. Allerdings wurden ihre Fragen zunehmend detaillierter: nach Angina in der Kindheit, nach einer Allergie, an der möglicherweise die Schwiegermutter leidet, was der Ehemann beruflich tut, ob sie Klavier spielt. Verständliche Fragen, denn an einem Forschungsinstitut für Kinderheilkunde geht es anders zu, als in einer üblichen Schwangerenberatung – eben wissenschaftlicher. Die Patientin bemerkte mit herablassendem Lächeln, daß die Großmutter Chormitglied gewesen sei und der Großvater an Hypertonie leidet . . .

Eines Tages, die Frau hatte bereits einige derartige Gespräche hinter sich, kam sie wieder in dasselbe Behandlungszimmer und glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Vor ihr lag eine Karteikarte mit der Krankengeschichte ihres zukünftigen Kindes, die Aussagen über die ersten drei Lebensjahre enthielt. Es fehlte praktisch nur noch das Paßbild. Die Karte trug die Bezeichnung „Prognoseablauf".

„. . . die Geburt wird zum errechneten Termin erfolgen . . . im ersten Lebenshalbjahr wird das Kind 4- bis 6mal an den oberen Atemwegen erkranken, jedoch nicht schwer und ohne Komplikationen . . . nach anderthalb Monaten ist eine allergische Diathe-

Veronika Schistschenko mit der kleinen Patientin

se zu erwarten ... mit drei Monaten beginnt es, das Köpfchen zu halten und mit sechs Monaten sich frei zu drehen ... die physische und geistige Entwicklung verläuft normal ...“

Außerdem hatte die Ärztin im Gespräch dem Kind noch eine außergewöhnliche musikalische Begabung vorausgesagt.

Dieses Kind wurde vor zwei Jahren geboren, die Prognosen bestätigten sich. Es kam aber nur zu drei Erkältungskrankheiten; prophylaktische Maßnahmen hatten Abhilfe geschaffen. Die musikalische Begabung läßt sich natürlich vorerst noch nicht testen; aber Vivaldis Musik übte eine besänftigende Wirkung auf das Kleinkind aus.

Als ich von dieser Geschichte hörte, fuhr ich ins Institut für Kinderheilkunde der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, wo Veronika Schistschenko arbeitet. Die Methode, über die ich mich mit ihr unterhielt, wurde von Moskauer Kinderärzten und Fachärzten für Geburtshilfe und Gynäkologie unter Leitung von Professor Rjurik Narzissow ausgearbeitet. Die Prognose wird von einem Computer in Auswertung klinischer und Laboruntersuchungen sowie detaillierter Antworten der Patienten auf zahlreiche Fragen erstellt.

„Solange das betreffende Kind

noch gar nicht geboren wurde, kann es doch eigentlich gar keinen Hinweis auf eine Erkrankung geben, da es denjenigen, der erkranken kann, ja noch gar nicht gibt. Dennoch liegen bereits Angaben über seine gesundheitliche Konstitution vor! Aber wie ist es möglich vorherzusagen, daß der Säugling im 5. Monat an Lungenentzündung und im 6. an einer Allergie erkranken wird? Dazu müßte er doch wenigstens im 5. Monat eine Erkältung bekommen bzw. zur gegebenen Zeit mit Allergenen in Berührung geraten?"

„Wir sagen für jede Krankheit die kritischen Perioden mit 95prozentiger Sicherheit voraus.

Zunächst untersuchten wir Kinder bis zum Alter von 3 Jahren. Wir fragten uns, weshalb das eine von einem Leberleiden, ein anderes von einem chronischen Erkältungsinfekt und schließlich ein drittes von Bronchialasthma betroffen ist? Wir begannen das Knäuel der Bedingungen bis zu seinem Beginn, der eigentlichen Ursache, abzuwickeln. Bis zum Zeitpunkt der Geburt und schließlich sogar bis in die ersten Schwangerschaftswochen zurück wird diese Spur verfolgt. Wie in einem Film, der rückwärts abläuft, wo der Held durch dieselbe Tür wieder hereingerannt kommt, durch die er eben erst mit Entsetzen geflohen ist, so existiert auch bei der retrospektiven Analyse ein enger Zusammenhang bestimmter Erkrankungen mit bestimmten Symptomkombinationen, die bei der werdenden Mutter vorliegen. Es gibt Symptome, die einander auf der Waagschale der Gesundheit des Kindes ausgleichen. Nehmen wir beispielsweise folgende Kombination: wiederholte Erkrankung der Atemwege, aber ein absolut gesundes Herz. Diese beiden Ausgangsdaten ergeben, nachdem sie das Programm durchlaufen haben, an der Datenausgabe ‚gesund', aber ‚Krankheit unvermeidlich', wenn häufige Infekte der Atemwege mit irgendeinem Partnersymptom gekoppelt sind. Das ist die vereinfachte Darstellung des Ablaufes – in Wirklichkeit ist der Vorgang wesentlich komplizierter."

„Folglich weiß die Mutter alles über ihr zukünftiges Kind. Das bedeutet Freude, wenn die Prognose gut ausfällt; aber wenn sie schlecht ist . . . Ist es da nicht besser, nichts zu wissen?"

„Eine Prognose ist kein Urteil. Im Gegenteil, es bleibt ja noch Zeit, wirksame Gegenmaßnahmen zu treffen, denn bis zur Geburt sind es noch 8 Monate."

Auch einem Kind, das noch nicht geboren wurde, kann man Medikamente, Vitamine, Diät und einen geeigneten Tagesablauf verordnen . . . Man bezeichnet das hier als „Beseitigen von künftigen Gefahren". Gut wäre es, bis zur Geburt eine für das ganze Leben ausreichende Therapie durchzuführen!

„Nein, behandeln muß man die Kinder nicht bloß bis zur Geburt, sondern noch vor Eintritt einer Schwangerschaft damit einsetzen. Das, was während der Schwangerschaft getan wird, kann manchmal schon zu spät sein."

„Aber es ist doch unmöglich, alles beizeiten zu erkennen?"

„Darum geht es ja, daß man eine Prognose nicht erst zu Beginn der Schwangerschaft, son-

dern auch davor aufstellen kann. So wird in der genetischen Beratung zum Beispiel ein Wahrscheinlichkeitsgrad für bestimmte Erbleiden, von denen das Kind betroffen sein könnte, vorhergesagt. Aber dadurch läßt sich das Risiko der Geburt von Kindern, die auch an anderen Krankheiten leiden, nicht ausschließen. Und diese Wahrscheinlichkeit kann durchaus erheblich sein."

„Und das bedeutet dann, auf einen Kinderwunsch zu verzichten?"

„Weshalb? Wir ermitteln doch nicht nur den Grad des Risikos – wir zeigen gleichzeitig, was im Organismus der Eltern ‚korrigiert' werden muß. Selbst wenn der Risikofaktor gleich Null ist, sollte man trotzdem ungefähr ein Jahr vor der Schwangerschaft sich ernsthaft darauf vorbereiten. Gerade zu diesem Zeitpunkt müßten entsprechende prognostische Maßnahmen getroffen werden. Dadurch wird klar, welches Gefahrenmoment es im Gesundheitszustand der Eltern geben könnte. Das Programm müßte individuell abgestimmt sein. Möglicherweise wird man den einen raten, niedrigem Blutdruck keine besondere Aufmerksamkeit zu widmen und sich die Mandeln entfernen zu lassen, bei dem anderen ist es gerade umgekehrt. Für die einen ist die Hauptsache sich durch Sport fit zu halten, für andere, Diät oder eine Massage anzuwenden.

Die Mediziner sprechen von der ‚Schaffung günstiger Voraussetzungen'. Dabei ist auch der Gesundheitszustand des zukünftigen Vaters unbedingt zu berücksichtigen. Wenn er z. B. erst vor kurzem eine Angina hatte, so muß das der Computer wissen.

Im Dienste der Gesundheit der Kinder stehen all diese Frauen am Institut für Kinderheilkunde. Kandidat der medizinischen Wissenschaften Valentina Tambowzewa, Kandidat der biologischen Wissenschaften Soja Duchowa, Veronika Schistschenko und Doktor der medizinischen Wissenschaften Galina Jazik.

Aber kommen wir zum letzten Faktor für die ‚günstigen Voraussetzungen'. Wir haben ihn noch nicht in den Rechner eingegeben, weil bis jetzt noch keine Aussage zur streng quantitativen Gesetzmäßigkeit seiner Wirkung auf das sich entwickelnde Kind vorliegt, obwohl ich diesen Faktor in allen meinen Analysen bereits gedanklich mit einbezogen habe. Ich spreche vom Glück."

„Sie wollen sagen: glückliche Eltern – glückliche Kinder. Denn Streitereien und Auseinandersetzungen wirken sich ungünstig auf das kindliche Nervensystem aus?"

„Ja, aber ich habe noch einen anderen Aspekt im Auge: Glück – wie auch sein Fehlen – haben einen sehr starken Einfluß auf den Embryo. Ich spreche jetzt nicht von den schädlichen Streßsituationen während einer Schwangerschaft – sie sind längst bekannt, ebenso ihr negativer Einfluß. Vielmehr meine ich ein glückliches bzw. unglückliches Leben. Aus meiner Praxis kenne ich Fälle, wo ungünstige Prognosen nicht eintraten, und ich fühlte beizeiten, daß das so kommen würde, denn beide – Mann und Frau – suchten meine Sprechstunde gemeinsam auf, und er hielt sie an der Hand.

Ein Mann findet in einer interessanten Tätigkeit durchaus Befriedigung. Eine Frau aber muß glücklich sein – ein vernünftiger Egoismus, den die Natur mit Bedacht eingerichtet hat."

„Aber es gibt doch talentierte Frauen – und ich habe vor allem das Talent zur Frau im Auge – die es verstehen, bewundernswert geschickt und einfühlsam mit Kindern umzugehen; von ihnen geht Freude und Geborgenheit aus."

„Diese Frauen, die ein Kind gebären und stillen, verspüren physisches Wohlempfinden. Die Kinder gedeihen unter ihrer Obhut. Das ist ein natürliches Talent, ich würde meinen, ein ‚physiologisches Talent'. Aber vielleicht ist es ein Zufall, daß gerade diese Frauen von solcher Anziehungskraft sind! Machen Sie in Ihrem Bekanntenkreis die Probe auf's Exempel: diese Frauen sind mit wunderbaren Männern verheiratet, sind glücklich. Und ich bin überzeugt, diese weibliche Besonderheit ist das Ergebnis und nicht die Ursache des Glücksempfindens einer Frau."

„Wenn die jungen Eheleute aber, um sich ihren Kinderwunsch zu erfüllen, bereits ein Jahr vor Beginn der Schwangerschaft alles berechnen, planen, abwägen, eine entsprechende Lebensweise einhalten – widerspricht das nicht der Natürlichkeit?"

„Nun, der Ansicht bin ich nicht. Eine Diät und eine vernünftige Lebensweise können der Physiologie der Intimbeziehungen nur dienlich sein. Zudem sind Männer sehr ‚verspielt'. Und eine solche planmäßige Vorbereitung ist auf ihre Weise ein interessantes Spiel ... So überzeugt der Mann seine Frau davon, früh einen Lauf zu absolvieren oder gymnastische Übungen zu machen ... Heißt es doch: Der Mann liebt die Frau für alles Gute, das er ihr getan hat, und haßt sie für den Schmerz, den er ihr zugefügt hat. Wie Sie sehen, die Einhaltung meiner Empfehlungen läßt noch genügend Raum, damit Ihnen der Kopf vor Glück schwindelt."

Im Forscherlabor

Über die Schädlichkeit des Rauchens ist praktisch schon alles gesagt – daß es keine verhängnisvollere Gewohnheit gibt, katastrophale Magen-, Lungen- und Herzkrankheiten heraufbeschwört und letzten Endes dem Menschen langsam, aber sicher das Leben verkürzt. Nicht zufällig heißt es aber: lieber einmal sehen, als hundertmal hören.

RAUCHER UNTERM MIKROSKOP

Wiljam AGABEKOW

Nach Beiträgen aus der Zeitschrift NAUKA I SHISN

„Als Raucher wird man nicht geboren – als Raucher stirbt man" – besagt ein bitter klingender Aphorismus. So traurig diese Tatsache auch ist, Fakt bleibt Fakt. Die Statistiker geben zwar wenig auf Gefühle, erfassen aber dafür alles und alle peinlich genau, und bestätigen wie aus einem Mund: von je drei tödlich verlaufenden Erkrankungen innerer Organe kommen zwei auf die Raucher.

Vor relativ kurzer Zeit sind tschechoslowakische Mediziner mehreren bedrohlichen Veränderungen im Organismus eines Rauchers auf den Grund gegangen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden in der Prager Zeitschrift „Kvety" veröffentlicht.

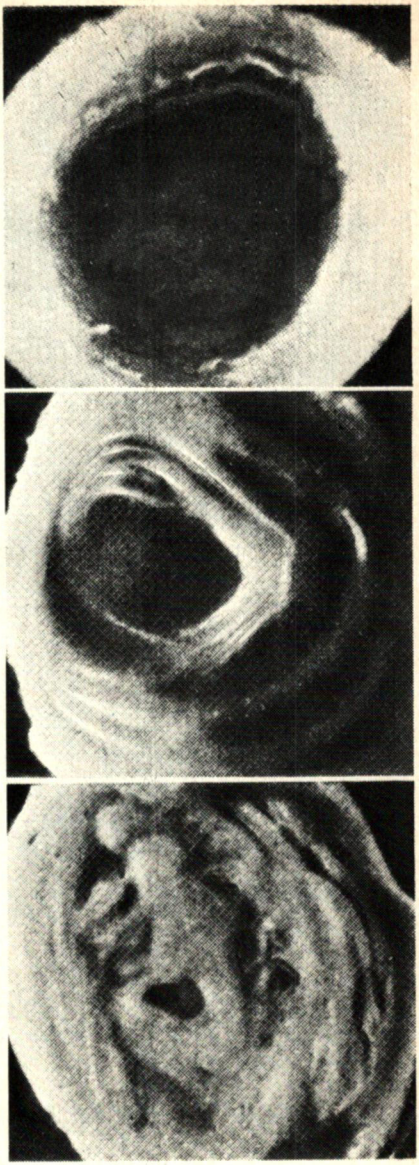
Bei der Untersuchung einer ganzen Reihe von Patienten wurde ein Rasterelektronenmikroskop verwendet, und die mit ihm gemachten Aufnahmen ließen deutlich erkennen, was im Raucherorganismus los ist.

Beginnen wir mit den Arterien, durch die unsere geräuschlose Pumpe – unser Herz – das Blut bis zu den entferntesten Stellen

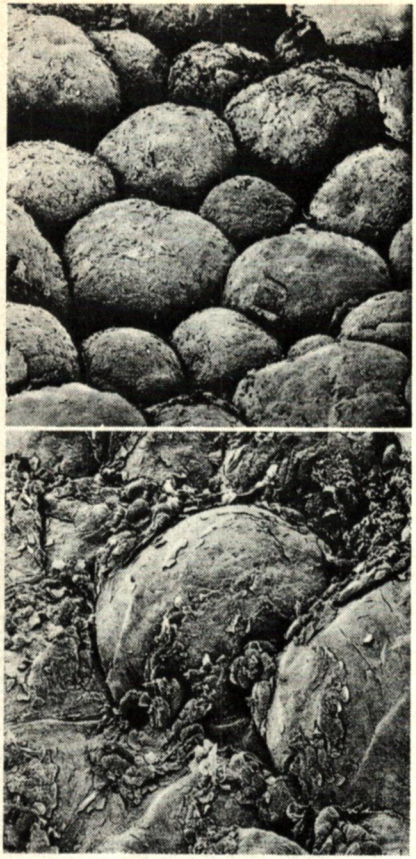
des Organismus bringt. Je reiner und durchlässiger diese Rohrleitung ist, desto leichter kann der Strom sein Endziel erreichen. Aber die Giftstoffe, die der Tabakrauch enthält, vor allem das Nikotin und das Kohlenmonoxid, lagern nach und nach an den Blutgefäßwänden Plättchen ab, wie das etwa beim Kesselstein zu beobachten ist.

Schauen Sie sich einmal die ersten drei Aufnahmen an. War unsere Rohrleitung zunächst voll einsatzfähig, so haben die Plättchenanhäufungen an den Blutgefäßwänden zu Spasmen und demzufolge zu einer Arterienverengung geführt. Greift der Raucher also immer weiter zur Zigarette, so kann sich die Arterie überhaupt verschließen. Um im Bild zu bleiben: Damit ist die Rohrleitung versperrt, die Kraftstoffzufuhr hört auf, und das Aggregat, das mit diesem Kraftstoff gespeist wurde, bleibt schließlich stehen. Handelte es sich um eine Erdölraffinerie, könnte man eine andere Rohrleitung zu ihm verlegen. In unserem Falle ist das Herz dieses Aggregat, und bleibt es stehen, so hat das für uns fatale Folgen.

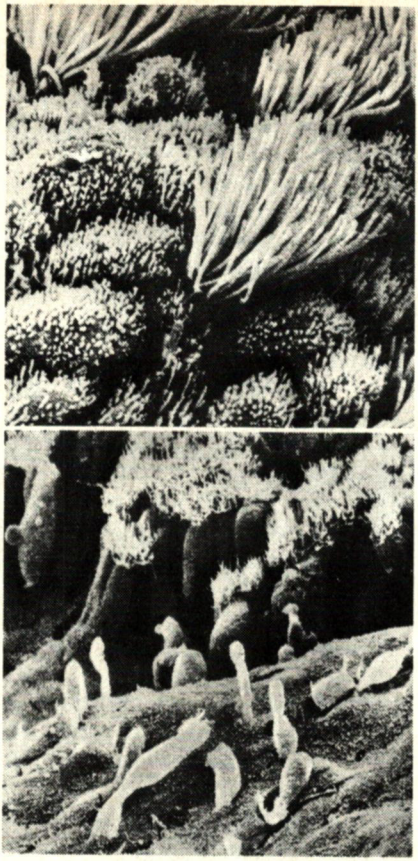
Was glauben Sie, ist auf den linken zwei Fotos auf Seite 108 abgebildet? Rissige Erde oder Findlinge – könnte man zuerst vermuten. Weit gefehlt! In diesem Falle wäre die Sache nicht der Rede wert. Nein, das ist unsere hundertfach vergrößerte Zunge. Oben sehen Sie die Zungenoberfläche eines Nichtrau-



Vor allem das im Tabakrauch enthaltene Nikotin und Kohlenoxid führen zur Arterienverengung bei Rauchern.



Fotos links: Zunge eines Nichtrauchers bzw. Rauchers. Oben: Zunge belagfrei. Unten: eindeutig krankhafte Veränderungen



Schleimhaut der Luftröhre. Von oben nach unten: gut entwickelte Flimmerhärchen sind ein Schutz auf dem Weg zu den Lungen; giftiger Rauch vernichtet sie.

chers. Was Ihnen wie Findlinge vorkam, sind die gut geformten Papillen, die Zunge ist nicht belegt.

Unten sehen wir die Zunge eines Kettenrauchers, der am Tage durchschnittlich 50 Zigaretten verbraucht. Sollte jemand unter Geschmacksverlust und häufigen Mundschleimhautentzündungen leiden, kann er sicher sein, daß daran ebenfalls das Nikotin schuld ist. Auf dem Foto sind die pathologischen Veränderungen der Papillen und die darauf befindlichen Ablagerungen deutlich zu erkennen.

Die zwei rechten Aufnahmen zeigen Teile der Luftröhrenschleimhaut. Die Luftröhre ver-

bindet den Kehlkopf mit den Bronchien. Bei einem Nichtraucher sehen sie auf der Luftröhrenoberfläche wie Seetang anmutende wunderliche Gebilde. Das ist das Flimmerepithel, welches die in die Luftröhre eingedrungenen Staubteilchen wieder hinaustreibt. Es stellt mit anderen Worten eine natürliche Barriere auf dem Weg zu den Lungen dar. Unter der Einwirkung des Tabakrauchs wird das Flimmerepithel jedoch zerstört, und hier das untere Foto: die Sperre ist durchbrochen und die Lungen sind jeder beliebigen Infektion ausgeliefert. Zieht man noch in Betracht, daß das Flimmerepithel hauptsächlich krankheitserregende Mikroben aus der Lunge zu vertreiben hat, wird einem auch klar, weshalb Raucher häufiger an Erkältungskrankheiten leiden.

Bei der Veröffentlichung dieser Forschungsergebnisse tschechoslowakischer Mediziner teilte die Zeitschrift „Kvety" zugleich mit, daß der Fotograf angesichts seiner Aufnahmen das Rauchen aufgegeben habe. Vielleicht erleichtern sie auch Ihnen Ihre Entscheidung.

RAUCHER MACHEN UNS KEINEN DUNST VOR

Oleg OLGIN

Aus der Zeitschrift CHIMIJA I SHISN

Zeichnungen: Iossif OFFENGENDEN

In der russischen Sprache wird das Wort „kurit" („rauchen") mit dem Suffix -iti aus demselben Stamm gebildet, den auch das slawische -kur – „Rauch, Dunst, Gestank" hat. Und all das gibt es beim Rauchen wohl ohne jegliche Übertreibung. Die Menschen neben den Rauchern sitzen im Tabakqualm, kriegen eine solche Menge allen möglichen Zeugs verabreicht, daß sie keineswegs zu beneiden sind. Aber die Hauptsache ist: sie atmen diesen Gestank nicht freiwillig ein. Hinzu kommt, daß ein Raucher sich bereits an den Tabakgeruch gewöhnt hat, ein Nichtraucher je-

doch nicht abgehärtet ist. Dem tränen die Augen, kratzt es im Hals, der Kopf platzt förmlich und aus der Nase, entschuldigen Sie, tropft es. Doch das ist nur der Anfang, dem Störungen der Lungenfunktion, Tonsillitis, Bronchitis, allergische Erkrankungen und andere Unannehmlichkeiten folgen können.

Zahlen beeindrucken mehr als Worte. Zum Beispiel sagt man: „Ein Tropfen Nikotin erschlägt ein Pferd." Aber wo ist jenes Pferd, das von einem Tropfen Nikotin getötet wurde? Wer hat es wann gesehen? Ja und wer sah überhaupt schon einen Tropfen Nikotin? Diese Leute gibt es nicht. Und die Raucher wissen das. Vielleicht deshalb ermittelten die Spezialisten des Forschungsinstituts für allgemeine und kommunale Hygiene in Moskau, welche organischen Stoffe in welchen Konzentrationen im Tabakrauch enthalten sind.

Das Problem besteht darin, daß bei der Untersuchung der Schadstoffe im Tabakrauch die Forscher ihre Aufmerksamkeit bisher vorwiegend auf das Nikotin richten, auf mögliche krebserzeugende Stoffe und verschiedene anorganische Verbindungen wie Kohlenmonoxid, Oxide von Stickstoff und Ammoniak. Natürlich sind sie alle gefährlich, doch der Tabak kommt aus dem Pflanzenreich, in dem die organischen Stoffe dominieren. Und beim Rauchen von Pfeife, Zigarette oder Papirossi verbrennen bei weitem nicht alle Tabakbestandteile.

Was bleibt also und in welchen Anteilen?

Hinter dem Filter einer brennenden Zigarette wird ein Absorptionsröhrchen angeschlossen, das alle Verbrennungsprodukte des Tabaks aufnimmt. Danach gelangen die Proben in ein chromatographisches Massenspektrometer. Die hohe Analysegenauigkeit ergibt sich daraus, daß der Tabakrauch ohne Verluste in das Analysegerät gelangt. Irgendein Raucher wird jetzt einwenden: „Und warum? Atmen wir denn den gesamten Tabakrauch ein?" Nein, natürlich nicht. In seinen Organismus gelangt verdünnter Rauch. Und alle neben einem Raucher, der wonnevoll den Rauch ausstößt, atmen ihn mit allen seinen Bestandteilen ein.

Jede Analyse dauert dreißig Minuten. Insgesamt wurden mehr als 2000 durchgeführt. Aus ihnen modellierte man eine „Durchschnittszigarette" und ermittelte, daß sie 91 organische Stoffe enthält.

Am meisten fand sich im Ta-

bakrauch Isopren. Das ist ein Kohlenwasserstoff, aus dem Naturkautschuk und Guttapercha hergestellt werden. Die festgestellten 39 mg/m^3 reichen zwar nicht zur Polymerisation, für die Lungen jedoch vollauf.

Nach Isopren folgen Azeton, Isobutylen (dieser Kohlenwasserstoff ist gewöhnlich in Gasen bei verschiedenen Stufen des Crackprozesses und der Pyrolyse von Erdöl enthalten und wird aus Gasen der Erdölverarbeitungsbetriebe ausgeschieden), Toluol (eng verwandt mit dem Benzol) und Propylen. Die Produktionspalette eines Werkes für organische Synthese!

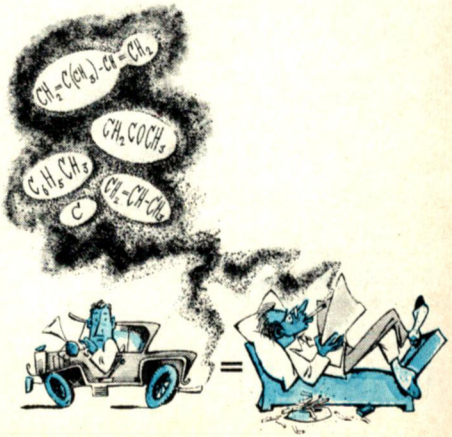
Möglicherweise sagen absolute Zahlen wenig aus. Wichtiger ist zu wissen, wievielmal die festgestellte Konzentration die zulässige Norm überschreitet.

Dieser Index der Verunreinigung erwies sich am größten bei Styrol, einem Kohlenwasserstoff, der wasserunlöslich ist. Seine Konzentration beträgt das 1037fache der zulässigen! Danach folgen zwei weitere Kohlenwasserstoffe: Di-Methylpropanal das 513fache und Propionnitril (Äthylzyanid) das 412fache der Norm. Nach diesen drei kommt Azeton (Index 74), Isopren (Index 39) und Isobutylen (Index 9).

Indexgrößen sind mit den Auspuffgasen der Autos zu vergleichen. Und das ist noch untertrieben, denn das Auto fährt auf der Straße, an der frischen Luft, wenn man so sagen kann, wo sich das Gift schnell verteilt. Aber der Raucher sitzt in der Regel in seinen vier Wänden zu Hause oder auf Arbeit.

Der Raucher kann nun einwenden, daß das Problem nicht im Tabak allein liegt. Auch ohne ihn lassen sich alle im Zigarettenrauch enthaltenen Verbindungen in Räumlichkeiten aller Art nachweisen. Und was steuert der Tabak dazu bei?

Das meiste, nämlich 60 bis 90 Prozent der erwähnten organischen Stoffe. Sie gehen aufs Konto der Raucher. Wenn sie schon ihre eigene Gesundheit aufgegeben haben, sollten wir nicht zulassen, daß sie unsere schädigen.



NEUES AUS DER MEDIZIN

● ASKORBINSÄURE – EIN ANTIKANZEROGEN

Die Mitarbeiter des Wissenschaftlichen Unionszentrums für Onkologie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR führten eine ganze Reihe von Untersuchungen an 146 Erwachsenen und Kindern, die von verschiedenen Arten des Blutkrebses betroffen waren, durch. In erster Linie handelte es sich um Hämoblastosen, Lymphosarkome und Leukosen. Kontrolluntersuchungen an Gesunden ergaben, daß solche Erkrankungen offenkundig auf Askorbinsäure-Mangel in der Nahrung zurückzuführen sind. So konnte festgestellt werden, daß Askorbinsäure der Entwicklung von Geschwulsten, insbesondere von Hämoblastosen, engegenwirkt. Da diese Säure im Organismus nicht synthetisiert wird und ihre Reserven bei einem Krebskranken verringert sind, empfiehlt sich ihr dosierter Einsatz während der Behandlung.

Aus der Zeitschrift PRIRODA

● CHEMISCHE GRUNDLAGEN FÜR DIE ALKOHOLABHÄNGIGKEIT

Um zu verstehen, weshalb einige Menschen alkoholsüchtig werden, untersuchte eine Gruppe von Mitarbeitern des Institutes für biologische Tests chemischer Verbindungen die Wirkung von Äthanol (Äthylalkohol) auf die Zellen von Säugetieren. Unter hohen Alkoholgaben, die dem Organismus verabreicht werden, beschleunigen sich Oxydations- und Verbrennungsprozesse. Bei wiederholtem Alkoholkonsum wird die hohe Geschwindigkeit dieser Vorgänge zur Norm für den Organismus, der dann ständig Nachschub fordert. Diese dominierende und stabile Reaktionsweise führt in der Zelle dazu, daß diese sich zunächst ohne wesentliche Schädigungen an eine hohe Alkoholkonzentration anpaßt und Bedingungen für den normalen Stoffwechsel schafft.

Bricht die regelmäßige Alkoholzufuhr ab, wird der stabile Reaktionsablauf gestört, und es kommt zu Entzugserscheinungen (Komplex von Störungen in verschiedenen Organen und Systemen des Organismus), die zwar schnell, jedoch nur vorübergehend, durch erneute Alkoholgaben behoben werden können.

Die von den Wissenschaftlern vorgelegten Ergebnisse erklären den physiologischen Zustand des Organismus unter Alkoholeinfluß wie auch die Ursache der Gewöhnung. Sie tragen so zur Bekämpfung des Alkoholismus bei.

Aus der Zeitschrift CHIMIJA I SHISN

● EINATMEN, AUSATMEN ...

Wie allgemein bekannt ist, muß die Luft, die der Mensch einatmet, eine bestimmte Konzentration an reinem Sauerstoff besitzen. Wie sieht es aber mit der ausgeatmeten Luft aus? Erst unlängst stellten Wissenschaftler fest, daß ausgeatmete Luft eine Information über Funktionsstörungen im Blutkreislauf, die aus latenten kardiovaskulären Erkrankungen resultieren, beinhalten kann. Um diesem wichtigen Hinweis nachzugehen, wird jetzt in der Jerewaner Zweigstelle des Unionsforschungszentrums für Chirurgie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR ein Computer im Verbund mit analytischen Geräten eingesetzt. Innerhalb weniger Minuten erstellt der Rechner ein Gutachten über den Zustand von Herz und Lunge.

Aus der Zeitschrift NAUKA W SSSR

● BLUTSTILLENDES SKALPELL

Bei einer geringen Blutung infolge von Hautabschürfung oder Schnitt hilft man sich mit etwas Kaltem – einem feuchten Kühlverband oder Eiswürfelchen zum Beispiel ... Durch die Kälteeinwirkung verengen sich die Hautkapillaren, die Blutung kommt zum Stillstand. Nach analogem Prinzip wirkt auch ein Kryoskalpell („kryos" – griech. „Kälte"), das an der Moskauer Technischen Hochschule entwickelt wurde. Durch den wärmeisolierten Griff eines solchen Skalpells läuft ständig eine Kühlflüssigkeit. Sie senkt die Temperatur an der Schneide des Instruments. Bei Operationen mit diesem Skalpell verliert der Patient bedeutend weniger Blut.

Aus der Zeitschrift TECHNIKA I NAUKA

Wenn man einen Reflektor auf eine Erdumlaufbahn bringt, könnte das durch ihn reflektierte Sonnenlicht einige großflächige Regionen des Planeten in verschiedenen Zeitzonen beleuchten.

ORBITALREFLEKTOREN MACHEN DIE NACHT ZUM TAG

Shores ALFJOROW, Akademiemitglied
Wjatscheslaw KANTOR, Kandidat der technischen Wissenschaften

Aus der Zeitung PRAWDA

Montage: Tatjana SAGORSKAJA

Die Entwicklung kosmischer Reflektoren wurde bereits 1929 vom deutschen Forscher Hermann Oberth vorgeschlagen, aber erst heute sind wir dabei, die Verwirklichung dieses einst phantastisch anmutenden Projekts in Angriff zu nehmen.

Mit Hilfe von Orbitalreflektoren kann der Tag in den Großstädten um einige Stunden verlängert und eine hochqualitative (schattenlose) Beleuchtung von Straßen, Verkehrsmagistralen und Baustellen gesichert werden, was sich wirtschaftlich rentiert. Dank der zu erwartenden Energieeinsparung werden sich z. B. die Ausgaben für die aus dem Weltraum erfolgende Beleuchtung von fünf Städten wie Moskau in 4 bis 5 Jahren bezahlt gemacht haben. Außerdem kann dasselbe System der Orbitalreflektoren praktisch ohne zusätzliche Investitionen für die Beleuchtung einer anderen Gruppe von Städten eingesetzt werden.

Eine weitere Anwendungsmöglichkeit ist die Beleuchtung von Plätzen, wo nachts gearbeitet werden muß, z. B. von Baustellen in nördlichen Breiten oder von landwirtschaftlichen Regionen bei Saat- und Erntearbeiten.

In unserem Lande wird seit langem der Einfluß des Beleuchtungsregimes – sowohl der Dauer als auch des Spektrums – auf die Ertragfähigkeit landwirtschaftlicher Kulturen erforscht. Es gibt Gründe zu der Annahme, daß die Beleuchtung der Felder in bestimmten Spektralbereichen das Wachstum der Pflanzen intensivieren und ein aktives Mittel im Kampf gegen kurzzeitige Nachtfröste werden kann. Ferner könnten Orbitalreflektoren für die Beleuchtung von starken Erdbeben oder anderen Naturkatastrophen betroffener Gebiete, in denen Rettungsarbeiten im Gange sind, eingesetzt werden.

Wie aber sieht die technische Seite solcher Projekte aus? Die

Hauptschwierigkeit besteht in folgendem: Um praktische Resultate zu erzielen, muß man Tausende Quadratmeter große Reflexionsflächen auf die Umlaufbahn bringen; andererseits sinkt mit zunehmendem Gewicht die Rentabilität solcher Systeme rapide. Deshalb sind superleichte Konstruktionen zu entwickeln, die keine komplizierten Montagearbeiten auf der Umlaufbahn erfordern. Die maximale Gewichtsreduzierung der Konstruktion mindert aber deren Steifigkeit und folglich die Lenkgenauigkeit des Lichtstroms. Ein effektives Steuerungssystem soll diese Verluste kompensieren.

Die Forscher stellen sich bereits wirtschaftliche orbitale Beleuchtungssysteme in allgemeinen Zügen vor. Sie können offensichtlich aus Gruppen einzelner Orbitalreflektoren montiert werden, die sich auf günstigen Umlaufbahnen befinden. Jeder Reflektor wird einem gewöhnlichen Regenschirm ähnlich sein, der sich automatisch öffnet, sobald er seine Flugbahn erreicht hat. Als Reflexionsfläche dient eine metallisierte Polymerfolie.

Versuchsmuster kosmischer Reflektoren können bereits im nächsten Jahrzehnt entwickelt werden, wenn eine Reihe von Forschungs- und Entwicklungsarbeiten zur Steuerung kosmischer Reflektoren durchgeführt werden. Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR und einige Ministerien erachten es für zweckmäßig, bereits jetzt mit solchen Arbeiten zu beginnen, zumal die notwendigen Grundlagen praktisch geschaffen sind.

An der Moskauer Hochschule für Flugzeugbau wird z. B. am Projekt eines Orbitalreflektors gearbeitet, der eine Masse von höchstens 200 Kilogramm und eine Arbeitsfläche von 110 Quadratmeter haben soll. Bei diesem Experiment müssen vor allem jene technischen Lösungen überprüft werden, die dem zukünftigen kosmischen Reflektor zugrunde liegen sollen. Die Beleuchtungsstärke auf dem Bodenempfänger mit einem Durchmesser von rund 10 Kilometer soll das Siebenfache der Beleuchtungsintensität einer Vollmondnacht betragen.

Eine Gruppe von Mitarbeitern und Studenten hat bereits experimentelle Anlagen entwickelt, die die Öffnung und die Steuerung der Oberflächenform des Orbitalreflektors vorführen.

Daneben müssen die ökologischen Folgen des Einsatzes kosmischer Reflektoren studiert und Empfehlungen für eine rationelle Nutzung solcher Systeme zum Nutzen für die Umwelt erarbeitet werden.

Der Landeapparat des Raumschiffes „Sojus 23" mit Wjatscheslaw Sudow und Valeri Roshdestwenski an Bord kehrte auf die Erde zurück. Im Landegebiet herrschte eine stockfinstere Oktobernacht. Vom Suchflugzeug aus wurde mitgeteilt: „Sehen das Raumschiff, Schnee, böiger Wind, Temperatur –22 Grad Celsius."

Das war nicht die erste Nachtlandung, es gab Erfahrung. Aber wie immer im Leben ist der Zufall nicht auszuschließen. Und angesichts des Zufalls gilt die Erfahrung nichts.

BANGE STUNDEN IN DER KAPSEL

Gennadi BOTSCHAROW

Aus der Wochenschrift LITERATURNAJA GASETA

AN BORD DES LANDEAPPARATES

Die Kosmonauten hatten sich auf eine harte Landung vorbereitet, aber der Apparat prallte auf einen weichen Grund. Nachdem sie eine der Belüftungsluken geöffnet hatten, entdeckten sie: ringsum Eiswasser. Woher das Wasser? Wo waren sie niedergegangen?

„Ihr seid im See Tengis gelandet", erklärte man ihnen über Funk.

Sudow und Roshdestwenski wechselten einen Blick: Der Tengis ist weiß Gott ein großer See, gut 1590 Quadratkilometer, aber in der grenzenlos weiten, wie ein Tennisplatz flachen Steppe nur ein Tropfen. Doch wie immer hatte der Zufall seine eigenen Gesetze.

Sie hörten das Lärmen von Hubschraubern: weiter – näher, näher – weiter. Die Zeit verging. Das Pfeifen entfernte sich und verschwand völlig.

„Wir können euch nicht ausmachen", hieß es vom Flugzeug. „Über dem See liegt absoluter Nebel. Aus großer Höhe ist das Signalfeuer sichtbar, aus geringer nicht."

Nach einer Minute:

„Von euch bis zum Ufer sind es einige Kilometer."

Unerwarteter Schneefall und Frost, der sofort nach einer Steppenhitze von 20 Grad im Oktober hereingebrochen war, hatte über dem See ein Wetterchaos verur-

Noch eine Drehung der großen Rotorschraube, und der Landeapparat mit den zwei Kosmonauten an Bord, die von einem Element ins andere geraten waren, setzte auf der Mutter Erde auf.

sacht. Die Landfahrzeuge wie die Flugzeuge wurden mit unerwarteten Schwierigkeiten konfrontiert, die versumpften Ufer waren noch nicht zugefroren. Man ließ Boote zu dem von Schlammeis bedeckten Wasser. Eine Wasserung ist nie auszuschließen.

Die Kosmonauten und Suchdienste haben dafür ein Spezialtraining absolviert. Der Landeapparat ist unsinkbar. Aber ein sturmgepeitschter nächtlicher See ist beileibe nicht der beste Ort zur Erholung nach einem Raumflug.

STERNENSTÄDTCHEN BEI MOSKAU

Die Festtafel in der Wohnung Sudows war gedeckt. Alle Familienangehörigen hatten sich eingefunden: Nina, die Frau Wjatscheslaws, Natascha und Lena, die beiden Töchter, Swetlana, die Frau Valeris, die Tochter Tanja, Freunde der Kosmonauten. Alle warteten auf die Mitteilung über die Landung aus dem Flugleitzentrum. Gelandet! Nach einer weiteren Sekunde eine Berichtigung – gewassert! Die Bergung verzögert sich.

In der Wohnung war es hell und gemütlich. Hinter den Fenstern zog sich eine gewittrige Herbstdämmerung zusammen. Im Landegebiet war es Mitternacht.

AN BORD DES LANDEAPPARATES

„Rodon, Rodon“[1], wiederholte das Flugzeug, „die Hubschrauber sehen euch weiterhin nicht. Der Nebel wird immer dicker. Nebelhöhe 50–70 Meter.“

„Wir ziehen die Skaphander aus“, antwortete Sudow.

Das war leicht gesagt, aber schwer getan. Selbst im Stehen ist ein Skaphander nicht ohne weiteres auszuziehen. Um so mehr bei starkem Schaukeln im Landeapparat.

IM LANDEGEBIET

Die zu Wasser gelassenen Schlauchboote kamen keine zweihundert Meter weit: Am Ufer schnitt das sich schnellbildende Eis ihre Bordwände, im offenen Wasser aber lauerten scharfkantige Schollen, die sich ungestüm

[1] „Rodon“ – Rufzeichen für Sojus 23 – Die Red.

auf den stürmischen Wellen drehten.

Die Flieger der Bergungsgruppe waren ohne Übertreibung Könner. Unter ihnen befand sich Nikolai Kondratjew. Er hatte als erster das Signalfeuer von Sojus-23 entdeckt. Auf ungefähr vier bis fünf Meter über dem Wasser runtergehend, hingen sie über den schwarzen rauchenden Wellen, schalteten den starken Suchscheinwerfer ein und entdeckten den Apparat – genauer gesagt seinen über Wasser befindlichen Teil. Sie meldeten: „Apparat gesichtet." Die erfahrenen Flieger beunruhigten nicht die Windböen mit 20 m/sec, sondern etwas anderes: Wie sollte man mit dem Apparat arbeiten, wenn nicht der Sturm nachließ, wie den Aufholer an ihm befestigen, wenn sich nicht der Nebel verflüchtigte. Ans Ufer zurückgekehrt, sagte Kondratjew: „An solchen Nebel kann ich mich nicht erinnern. Das ist Dampf. Das Wasser dampft wegen des Temperaturunterschiedes."

Die Froschmänner meldeten, daß sie zum Einsatz bereit seien.

AN BORD DES LANDEAPPARATES

Irgendwie hatten sie die Skaphander doch runtergekriegt. Diese Arbeit hatte die Kosmonauten vollends geschwächt. Nur zu natürlich. Sie hatten sich noch nicht wiederangepaßt. Jede Bewegung kostete große Anstrengung. Und dann die Skaphander. Sie mußte man unbedingt zuerst gegen die üblichen Fluganzüge auswechseln und dann die Spezialanzüge überziehen.

Denn die Situation hatte sich zugespitzt.

Der in den atmosphärischen Schichten aufgeheizte Apparat kühlte in dem kalten Wasser unter der Schlammeisschicht schnell ab. An Bord gab es einen Regenerator, so daß besondere Probleme nicht entstehen konnten: die warme Luft regenerierten sie selbst. Aber Sudow und Roshdestwenski wußten, daß die Kapazitäten des Regenerators nicht unbegrenzt waren. Die Apparatur hatte schon beim Start und im Weltraum gearbeitet. Ihre Energievorräte an Bord waren auch nicht unerschöpflich. Sie schalteten alle zweitrangigen Anlagen ab. In Betrieb blieb nur eine Notlampe an einem flexiblen Kabel.

STERNENSTÄDTCHEN BEI MOSKAU

In der Wohnung Sudows sprach man wenig, eigentlich nur die Kosmonauten: „Kommt alles ins Lot", „Bis zum Morgen ist alles normal." Und warum auch immer, sie liefen oft zum Fenster. Hofften wohl, dort etwas zu entdecken.

IM LANDEGEBIET

Der Aufholer mit einer Belastbarkeit von 20 Tonnen wurde im Hubschrauber MI-8 verstaut. Die Froschmänner nahmen schnell im MI-6 Platz. Es war entschieden worden, daß beide Flüge zum Landeapparat Kondratjew ausführen sollte.

Der Nebel löste sich nicht auf, der Wind legte sich nicht. Alle kannten Kondratjew: Sobald am Himmel auch nur eine Wolke aufriß, würde er starten. Er verpaßte nie den richtigen Augenblick. Doch bisher war dieser noch nicht eingetreten.

„Wen nimmst du als Co-Piloten?" fragten die Flieger Kondratjew, nachdem sie mitbekommen hatten, daß der jeden Moment losfliegen wollte.

„Oleg Nefjodow", antwortete er ohne nachzudenken, und mit dieser Antwort erlosch mit einem Schlag die Hoffnung auf vielen Gesichtern.

Jeder der Flieger am Ufer des Tengis hatte im Grunde die gleiche Erfahrung, das gleiche Streben, das gleiche Verlangen, den Kosmonauten zu helfen. Doch eine höhere Gemeinsamkeit bestand in etwas anderem – im Bewußtsein eines Pflichtgefühls, des unmittelbaren Beteiligtseins an der Erschließung des Kosmos. Sie warteten auf den Morgenstern.

AN BORD DES LANDEAPPARATES

Die monotone Bewegung, das Schaukeln wurden gefährlich – man konnte abschalten und die Kontrolle über sich verlieren. Sudow rüttelte sie auf:

„Wir haben Proviant", sagte er, „und Wasser auch. Worauf warten wir."

Sie aßen Tubenfleisch (wahrlich – der Appetit kommt beim Essen) und tranken Wasser. Gestärkt, zogen sie die Fluganzüge über.

Das Pfeifen des Hubschraubers! Neben ihnen, nahe, laut. Stimmen im Lärm. Der Hubschrauber Kondratjews setzte die Froschmänner auf den Wellen ab und drehte zum Ufer ab. Der Flieger beeilte sich, an den Steuerknüppel der MI-8 zu kommen. Die entscheidende Phase der Bergung begann.

AN BORD DES HUBSCHRAUBERS MI-8

Das Morgenlicht schien ihnen wie ein Feuerwerk.

Kondratjew ließ den Rotor an, schlug Nefjodow vor, rechts von ihm Platz zu nehmen: „Achte auf Wasser und Höhe!"

Die MI-8 nahm Peilung und löste sich im Nebel auf. Sie hingen über dem Apparat, warfen für die Froschmänner den Aufholer ab, den diese an der Stenge gefestigten. Kondratjew bugsierte mit äußerster Vorsicht den tonnenschweren Koloß des Landeapparates mit den zwei Landsleuten an Bord über den sturmgepeitschten salzigen See. Wie verhielt sich der Apparat und wie der Hubschrauber? Bis zum Ufer waren es beinahe acht Kilometer.

AN BORD DES LANDEAPPARATES

Sie fühlten, daß sich der Apparat bewegte. Die erste Entdekkung: Licht im Bullauge, Wasser. In der Nacht hatte das Salzwasser selbst den Ruß von der Kapsel abgewaschen. Eine unaufhaltsame, unsichtbare, gewaltige

und lang ersehnte Kraft brachte sie ans Ufer. Die endlos scheinenden Stunden des Schaukelns und der Kälte, des Hoffens und Harrens näherten sich ihrem Ende.

„Nun, Valeri", sagte Sudow, „Zeit, daß wir uns in die Wasserkostüme quälen."

AN BORD DES HUBSCHRAUBERS MI-8

Nachdem er den Apparat etwa fünf Meter geschleppt hatte, versuchte Kondratjew ein Manöver. Er wollte ihn aufrichten, um ihn auf eine Sandbank zu setzen. Das gelang nicht. Nefjodow schrie:

„Er taucht unter, Kommandeur!"

Kondratjew biß sich auf die Lippe, zog stärker am Steuerknüppel, zog weiter.

„Gut, Kommandeur", meldete Nefjodow. „Geschwindigkeit 5 bis 6 km/h. Schwebelage."

Aber der Hubschrauber schwebte nicht – er bewegte sich mit größter Vorsicht, flog nicht, sondern bahnte sich einen Weg am stürmischen Himmel. Zehn Minuten Schwebe, fünfzehn, zwanzig. Kondratjew fühlte die Anspannung nicht nur des Motors und des Rotors, sondern jedes Nietes. Zeitweilig schien es ihm, als ob der Aufholer nicht mit dem Bord der gleichmäßig dröhnenden Maschine, sondern mit seinen bloßen Händen verbunden sei, den vor Anstrengung weiß gewordenen Fäusten, und durch den gespannten Aufholer fühlte er den schweren Atem der Kosmonauten, ihren Puls.

Fünfundzwanzig Minuten . . .

Dreißig . . .

Die Oberkante des Nebels, der weiße Sonnenaufgang, die weiße kalte Welt. Nefjodow ließ den Blick nicht vom Apparat. Obwohl das Kabinenfenster offen war und eisiger Wind die Haut wie mit Nadeln stach, war sein Gesicht schweißgebadet.

„Bis zum Ufer 2500 Meter", meldete über Funk Kondratjew an das Flugleitzentrum. „1500 . . .. 250 Meter!"

Dreiundvierzig Minuten in Schwebelage. Das Ufer. Das letzte Manöver – Absetzen des Apparates, Lösen des Aufholers.

Als Kondratjew aus der Kabine sprang, waren die Kosmonauten Sudow und Roshdestwenski schon außerhalb des Apparates. Man hatte ihnen wärmende Kleidung übergezogen. Die unerwartete Gefangenschaft in Nacht und Sturm war zu Ende gegangen. Wjatscheslaw und Valeri lächelten dem Flieger zu. Kondratjew fiel ein, daß er Geburtstag hat. „34 bin ich geworden. Aber ein besseres Geschenk als dieses Lächeln habe ich noch nie erhalten."

STERNENSTÄDTCHEN BEI MOSKAU

Das Telefongeschrill in der Wohnung der Sudows klang für die Versammelten wie Glokkengeläut: Alle sind an Land, gesund und munter, wir gratulieren!

Die übernächtigten Frauen lächelten:

„Was ist, werte Gäste, nehmen wir Platz an der Tafel?"

„Was für eine Tafel!" riefen die Freunde. „Legt euch schlafen. Guten Morgen!"

Nikolai Fuga. Geburtsjahr 1953, Nationalität Russe, Mitglied der KPdSU. Größe 1,95 Meter. Gewicht 86 Kilogramm. Trinkt und raucht nicht. Schreibt Gedichte, die er niemandem zeigt. Im Schrank seines Arbeitszimmers liegt eine 32-Kilo schwere Hantel.
Seit 1981 Generaldirektor der Wologdaer Produktionsvereinigung für Werkzeugmaschinenbau. Besonderes Kennzeichen: jüngster Generaldirektor der Sowjetunion.

DER JÜNGSTE GENERAL IM PRÜFSTAND

Jaroslaw GOLOWANOW
Aus der Zeitung KOMSOMOLSKAJA PRAWDA
Fotos: Volkmar BILLEB

Er wurde bei Moskau geboren, aber mit drei Jahren zog er mit den Eltern in den Süden Rußlands nach Rostow am Don, dann nach Asow. Der Vater ist Konstruktionsingenieur, die Mutter Patentingenieur, die Großmutter Pädagoge und die Schwester Medizinstudentin. Eine einträchtige Familie russischer Intellektueller mit ihrer Lebensweise, ihren Traditionen, gesundem Humor, moralischer Strenge, geregelter Freizeit.

Die Berufswahl war für ihn gesetzmäßig. Nikolai blieb diesbezüglich frei von quälenden Zweifeln und erinnert sich nicht, wann er eigentlich beschloß, Ingenieur zu werden. Er liebte den Vater und empfand immer Achtung vor dessen Arbeit, Büchern,

Gesprächen und Diskussionen mit Kollegen, die er zuhause hörte. Die Fortsetzung des väterlichen Lebens sah er als natürlich an.

Nach Abschluß des Instituts mit dem Diplom als Fachmann für thermische Bearbeitung von Metallen kehrte er nach Asow in das Konstruktionsbüro zurück, wo sein Vater arbeitete, und befaßte sich mit der Projektierung von Schmiedepressenausrüstungen. Nach drei Jahren wurde er leitender Konstrukteur. Das war selbstverständlich: mit den Jahren muß sich das Wissen vervollkommnen. Und ebenso natürlich kam der Tag, da Nikolai fühlte, daß es ihm im Konstruktionsbüro viel zu ruhig war. Er ging als Obermeister in eine Werksabteilung, danach wurde er Abteilungsleiter. Und schließlich begegnete er dem Zufall.

„In den seltenen freien Stunden breche ich in die Natur auf . . ."

In Rostow, wohin er auf Verwandtenbesuch gefahren war, traf er einen Studienkollegen. Der erzählte ihm begeistert über seine Arbeit im Rostower Landmaschinenwerk. Nikolai hörte ihm interessiert zu und fuhr ins Werk. Der Kaderleiter notierte Adresse und Telefonnummer. Nach zwei Monaten läutete das Telefon: der Generaldirektor von „Rostselmasch", Juri Peskow, lud Nikolai zu einem Gespräch ein. Das war erstaunlich. Mit der Einstellung von jungen Ingenieuren – und ihrer gibt es im Werk Tausende – befaßt sich doch kein Generaldirektor. Und in der Ingenieurarmee des Landes war Peskow so etwas wie ein Marschall, er aber, Nikolai, höchstens ein Leutnant. Im Gespräch berührte Peskow Produktionsangelegenheiten nur mehr beiläufig, fragte aber bis ins Detail, welche Musik er liebe, welche Bücher er lese, wofür er sich interessiere, hörte aufmerksam zu, nickte wortlos, schaute forschend und schlug ihm dann vor, Chef der Schmiede zu werden.

Die Schmiede von „Rostselmasch" ist ein Werk für sich, das Ende der 20er Jahre von den Amerikanern projektiert worden war. Jetzt ist das ein großer Betrieb mit modernster Technik. Nach zwei Jahren Arbeit hier konnte Nikolai mit Recht als erfahrener Leiter bezeichnet wer-

den. Aber als man ihm vorschlug, die Werkzeugmaschinenbauvereinigung in Wologda im Norden Rußlands zu übernehmen, stimmte er nicht sofort zu: zu jäh würde sich sein Leben ändern.

In Wologda erbte Nikolai von seinen Vorgängern eine bescheidene Hinterlassenschaft. Vorgänger hatte es viele gegeben, ganz verschiedene, aber eins hatten sie alle gemeinsam: viele Jahre hatte die Werkzeugmaschienbauvereinigung den Staatsplan nicht erfüllt. Er war gezwungen, die für ihn neue Produktion genau zu studieren, weil er meinte, daß ein Direktor kein Recht hat, Direktor zu sein, wenn er nicht mindestens soviel wie der Hauptingenieur und der Hauptkonstrukteur weiß. Er hatte sich in Rostow als Produktionsleiter der Schmiede mit organisatorischen, finanziellen und sozial-kulturellen Fragen befaßt, aber jetzt waren all diese Fragen auf einem ganz anderen Niveau zu lösen. Und noch eins. Aufgewachsen im Süden, kannte er wenig die Leute aus dem Norden. Ihr Temperament, ihre Lebensweise unterschieden sich von den emotionalen Südländern. Er wußte vieles nicht. Aber erst jetzt, im Rückblick, bekennt er, wie schwer es war.

Störend war, daß die zur Vereinigung gehörenden Werke in Wologda keinesfalls zu den modernsten Betrieben zählten. Es störte der Charakter der Produktion, die große Zahl von Nomenklaturen bei Kleinserienproduktion. Es störte, daß er von den vielen Tausend Arbeitern und Ingenieuren nicht einen kannte, und – was noch nachteiliger war – daß er nicht wußte, in welchen Beziehungen zueinander all diese Leute standen. Er verstand, daß jetzt alle – vom Hilfsarbeiter bis zu seinen Stellvertretern – ihm auf den Zahn fühlen, seine Reaktion überprüfen würden, daß jetzt ein unüberlegter Schritt, ein ungenaues Wort sich in Zukunft gegen ihn richten könnten.

Sein angeborenes Leitertalent gab ihm einige wichtige und richtige Entscheidungen ein. Mit ganzer Kraft zu arbeiten, denn nur das gibt einem das Recht, von den anderen zu fordern. Sich nicht darum zu kümmern, welchen Eindruck man macht, wenn man überzeugt ist, richtig gehandelt zu haben. Denn Eindrücke gibt es soviel, wie Leute um einen herum sind, allen kann man es ohnehin nicht recht machen. Sich in allem auf das Kollektiv zu stützen, auf die Parteileitung, die Gewerkschaften, sich nicht mit Günstlingen abzugeben, jede Speichelleckerei sofort zu unterbinden, sich nicht anzubiedern und nichts in feuchter Runde zu beschließen – kurz gesagt offen und öffentlich zu arbeiten.

Bis in die fiefe Nacht blieb Nikolai im Arbeitszimmer. Studierte Projekte, rechnete technische Zeichnungen durch. Die Betriebe erfüllten den Plan nicht etwa, weil hier Faulpelze arbeiteten. Man arbeitete keinesfalls schlecht, aber bisher zusammenhanglos. Er erstellte den Produktionsablaufplan und brach dabei mit allen alten Gewohnheiten. Er las Spezialliteratur, ausländische

Zeitschriften und Prospekte, verglich und überrechnete. Immer tiefer drang er in die Ökonomie der Abteilung, des Werkes, des Zweiges, der Volkswirtschaft ein. Er verstand, daß die Marktkonjunktur einen schnellen Wechsel der Modelle fordert und daß seine Werke darauf eingestellt sein müssen.

Das dritte Jahr bereits erfüllt die Wologdaer Vereinigung die staatliche Planauflage. Alte Betriebe werden rekonstruiert, neue Abteilungen gebaut. Ein werkspsychologischer Dienst wurde eingerichtet. Im Stellenplan verankert, arbeitet eine Gruppe von Industriepsychologen. Sie untersuchen die Produktionsbeziehungen, finden die tatsächlich geeigneten, nicht aber formellen Leiter heraus. Diese Forschungen werden fortgesetzt. Dazu wurde mit dem Lehrstuhl für Sozialpsychologie der Moskauer Universität ein Vertrag unterzeichnet.

Der umfassende Inlandsmarkt wurde durch Käufer aus Bulgarien, der Tschechoslowakei, der Mongolei, der DDR, Jugoslawien und Finnland erweitert. Werkzeugmaschinen aus Wologda arbeiten in der BRD, Spanien, Griechenland, der Türkei und Indien. Der Jahresumfang der abgesetzten Produktion beträgt einige Dutzend Millionen Rubel.

Wie steht Nikolai Fuga zu seinem Erfolg, wie schätzt sich der jüngste Generaldirektor der Sowjetunion selbst ein?

„Ich weiß, daß ich mal unbeherrscht bin. Die Menschen sind ganz verschieden, und zu jedem braucht man einen Schlüssel. Nie habe ich in meinen Arbeitsjahren einem gesagt, daß ich entlasse. Aber ich habe entlassen, nachdem ich vor dem Kollektiv die Unfähigkeit des Betreffenden, seine Aufgabe zu erfüllen, dargelegt habe. Aber öfter gehen die Betreffenden von selbst. Ich mag es nicht besonders, anzuordnen. Wichtiger ist es, die Menschen dazu zu bringen, daß sie mir selbst das vorschlagen, was ich ihnen nahebringen wollte. Dann ist das ihr Standpunkt und nicht nur meiner. Aber wenn das ihr Vorschlag ist, dann arbeiten sie auch danach! Das sind doch ganz verschiedene Sachen: irgendjemandes Anweisung zu erfüllen, oder seine eigene Idee zu verwirklichen. Ob ich Fehler begehe? Ja. Ich erinnere mich, wie ich unverdientermaßen einen Menschen bestrafte, dessen Langsamkeit ich für Untätigkeit hielt. Er hat nun mal solch einen Charakter, ist aber ein tüchtiger, verantwortungsvoller Mensch. Den Fehler mußte ich korrigieren. Das habe ich getan. Das ist wichtig.

An meine Adresse gerichtetem Lob gegenüber verhalte ich mich respektlos. Kritik gegenüber bin ich sehr anfällig, obwohl ich mich bemühe, das nicht zu zeigen. Aber ständig denke ich darüber nach, worin ich mich geirrt, Anlaß zur Kritik an mir gegeben habe. Am meisten schätze ich der Sache ergebene Menschen.

Meine Freizeit? Habe ich leider nicht. Ich habe mich dazu gebracht, nicht länger als fünf Stun-

„Ein tüchtiger Mann. Uns gefällt, daß er oft in die Abteilungen kommt, alles wissen will." (Arbeiter der Produktionsvereinigung über ihren Generaldirektor).

den täglich zu schlafen. Ich stehe um 5.30 Uhr auf. Um 7.15 Uhr fahre ich ins Werk. In der Regel kehre ich nach 22.00 Uhr zurück. Wo ich auch wohne, zuerst stelle ich mein Reck auf. Ich spiele Volleyball und ringe. Rekorde habe ich keine aufgestellt. Das ist nicht wichtig. Ich lese viel. Manchmal breche ich in die Natur auf. Freunde? Mit Freunden ist es schwierig. Ich bin neu in Wologda. Und dann macht Altersgenossen die Nichtübereinstimmung meiner Funktion mit meinem Alter es schwer, sich mit mir anzufreunden. Und ständig keine Zeit . . ." Er schwieg lächelnd und fügte hinzu: „Süß ist mein Leben gerade nicht."

13 SPRÜCHE NICHT NUR FÜR MÄNNER

Zeichnungen: Wladimir SWIRIDOW

Von dem russischen Physiologen Nikolai Wwedenski stammt der Satz: „Der Mensch ermüdet gewöhnlich nicht dadurch, daß er viel arbeitet, sondern dadurch, daß er schlecht arbeitet." Schon seit langem ist bekannt, daß nachlässige und labile Menschen schneller ermüden als disziplinierte und aktive. Außerdem gilt als erwiesen, daß die Effektivität der Arbeit von engagierten Menschen unvergleichlich höher, und damit auch die durch sie erreichte innere Befriedigung weitaus größer ist. Der letztgenannte Umstand steht in unmittelbarem Zusammenhang mit einer guten Verfassung des Nervensystems und daraus resultierend natürlich auch mit der Gesundheit.

Ein außerordentlich interessantes Merkblatt hing in W. I. Lenins Empfangszimmer im Rat der Volkskommissare. Es begann wie folgt: „Wir verbringen den besten Teil unseres Lebens auf Arbeit. Man muß so zu arbeiten lernen, daß die Arbeit immer leichter und zur ständigen Schule des Lebens wird."

Hier noch einige weitere Gedanken dieses Merkblattes: „Bevor man sich an die Arbeit macht, muß man diese so durchdenken, daß im Kopf das vorweggenommene Ergebnis ebenso vorhanden ist, wie die gesamte Reihenfolge der notwendigen Arbeitsschritte."

„Ein kulturvoller Mitarbeiter unterscheidet sich von einem kulturlosen dadurch, daß ersterer immer alles Notwendige zur Hand hat."

„Wenn es wichtig ist, daß für die Arbeit alles vorbereitet wird, so ist es ebenso wichtig, daß nichts Überflüssiges getan wird."

„Bei der Arbeit sollte man sich nicht von einer anderen Sache ablenken lassen, es sei denn von der Arbeit selbst."

Natürlich werden Eigenschaften, die einem helfen, gut zu ar-

beiten, am besten bereits in der Kindheit anerzogen. Aber selbst im „goldenen Alter" ist es noch nicht zu spät, sich die sogenannten „Verhaltensnormen des werktätigen Menschen" anzueignen.

Und das sind einige von ihnen:

1. Bevor Sie an die Arbeit gehen, schaffen Sie sich über das Ziel Klarheit.

2. Konzentrieren Sie sich auf das Wesentliche. Am Ende eines Arbeitstages notieren Sie auf einem Zettel, was morgen zu tun ist. Beginnen Sie die Liste mit den wichtigsten unaufschiebbaren Angelegenheiten. Und lassen Sie nicht nach, bevor Sie alles getan haben.

3. Lassen Sie sich Stimuli einfallen. Wir machen lieber das, was wir machen möchten. Deshalb überzeugen Sie sich vorher davon, daß die Sache, die Sie unbedingt tun wollen, Ihnen auch liegt. Das macht die Arbeit angenehm und effektiv.

4. Üben Sie sich darin, entschlossen zu sein. Bevor Sie eine schwierige Aufgabe lösen wollen, erlauben Sie sich keine Zweifel und Schwankungen wie Buridans Esel, der sich nicht zwischen zwei Heuhaufen entscheiden konnte und letztlich darüber verhungerte. Denken Sie schnell und schätzen Sie die zu Ihrer Verfügung stehenden Fakten ab, fassen Sie einen Entschluß und handeln Sie.

5. Lernen Sie „nein" zu sagen. Tun Sie das nicht, so werden Sie bald mit Dingen beschäftigt sein, die nicht nach Ihrem Willen sind. Ordnen Sie sich keinen fremden Launen, Wünschen und Plänen unter, wenn diese sich im Widerspruch zu Ihren befinden.

6. Dehnen Sie Telefongespräche nicht unnötig aus. Bevor Sie zum Hörer greifen, verschaffen Sie sich Klarheit, welche Information Sie erhalten bzw. übermitteln möchten. Führen Sie das Gespräch in diesem Rahmen, sonst riskieren sie, aus jedem Gespräch belangloses Geschwätz zu machen.

7. Machen Sie es sich zur Gewohnheit, ein Notizheft zu benutzen. Entlasten Sie damit Ihr Gedächtnis. Je früher Sie damit beginnen, sich wichtige Telefonnummern, Namen, Adressen, Daten, Bezeichnungen, Eindrücke, Gedanken, Pläne und Beobachtungen aufzuschreiben, um so besser bewahren Sie sich vor einem Chaos im Kopf.

8. Üben Sie sich im Zuhören. Entnehmen Sie dem Informationsfluß, der täglich auf Sie einströmt, das, was für die Erfüllung

Ihrer Aufgaben wesentlich ist.

9. Unterschätzen Sie die sogenannten Kleinigkeiten nicht. Vergessene Brillen, Schlüssel und ähnliche Dinge können den ganzen Arbeitstag verderben. Man sollte sich schon möglichst frühzeitig befleißigen, bestimmte Handlungen zu automatisieren: vor dem Weggehen alle Elektrogeräte, Gas- und Wasserhähne abschalten, schließen bzw. überprüfen; kontrollieren, ob und in welcher Tasche sich Schlüssel, Notizheft, Papiere, Geld usw. befinden. Alles, was man morgens braucht, sollte man sich unbedingt am Abend zuvor bereitlegen.

10. In der Freizeit erholen Sie sich. Jeder erwachsene Mensch weiß selbst am besten, bei welcher Betätigung und wann die Erholung am größten ist, abends, an freien Tagen oder im Urlaub. Für die Mehrheit sind das Sport, Kino- oder Theaterbesuche, Fernsehübertragungen, Lesen, Spaziergänge mit der Familie, Treffen mit Freunden oder Verwandten. Leider kommt es aber häufig vor, daß der Mensch nach seiner „Erholung" wieder Erholung braucht. Dann nämlich, wenn man länger als die halbe Nacht Karten spielt, bis zum Kopfschmerz in einem verräucherten Zimmer Schach spielt, stundenlang leeres Zeug in Bierstuben, Restaurants oder Cafés schwatzt, wahllos und hintereinander alle möglichen Fernsehsendungen anschaut. Häufig ist solcher Zeitvertreib Ausdruck von Willensschwäche, Trägheit und Gedankenlosigkeit. So ein Mensch ermüdet während der Erholung, büßt seine Gesundheit ein, verarmt geistig, verliert allmählich seine Qualifikation und riskiert, niemals die festgesetzten Ziele zu erreichen.

11. Wechseln Sie die Art der Tätigkeit. Bemühen Sie sich, Ihren Tagesablauf so zu organisieren, daß sitzende Beschäftigungen mit im Stehen verrichteten wechseln. Ist das nicht möglich, so absolvieren Sie einige Ausgleichsübungen. Wünschenswert sind Laufen, Schwimmen, Skilaufen und Spiele.

12. Fangen Sie eher an. Wenn es Ihnen gelingt, den Arbeitstag 15–20 Minuten eher als gewöhnlich zu beginnen, so haben Sie sich ausgezeichnet auf denselben eingestimmt.

13. Erziehen Sie sich zur Achtung vor Ihrer und der anderer Zeit. Das hilft Ihnen, hohe Anforderungen an sich selbst zu stellen, und erspart Ihnen jegliches Geschwätz, Dilettantismus und Verantwortungslosigkeit.

Aus dem Buch „WIR MÄNNER"

Kulinarisches

Leider kann man auch heute noch die irrtümliche Meinung hören, daß Korpulenz von Gesundheit zeuge, Magerheit dagegen von einer Krankheit.

DIE TAILLE SCHLANK, DAS LEBEN LANG?

Irina KAJUSCHEWA, Kandidatin der medizinischen Wissenschaften

Aus der Zeitschrift SDOROWJE

Zeichnung: Jelena USKOWA

Wenn wir eines Tages kritisch auf unser Spiegelbild schauen und mit Bedauern feststellen, daß ein Doppelkinn unser Gesicht sprengt und unsere Figur ihre Form verloren hat, wenn sich überflüssige Kilogramme auch auf unsere Gangart auswirken, wenn wir kurzatmig geworden sind und schnell ermüden, dann nehmen wir uns kurzentschlossen vor, schnellstens abzuspecken, und gehen zur Selbstbehandlung über. Wir versuchen es mit einer Hunger-, „F. d. H."- oder Diätkur und befolgen gern alle Ratschläge unserer Umgebung, bloß hat die in der Regel mit der Medizin nicht das Geringste zu tun.

Gerüstet mit dem geflügelten Wort, daß „der Zweck alle Mittel heilige", erklären wir uns entschieden den Hungerstreik. Aber mögen der Wunsch und der Wille noch so stark sein, es fällt uns schon nach ein bis drei Tagen recht schwer, auf das Essen zu verzichten. Vor Schwäche hält man sich kaum noch auf Beinen, und gewohnte Beschäftigungen übersteigen alle Kräfte. Schließlich zügelt man sich nicht mehr und stürzt sich auf das Essen. In den darauffolgenden Tagen nimmt das Gewicht rapide zu.

Man muß viel Geduld aufbringen, um die einstige Konstitution wieder zu erlangen. Ratsam ist es, damit zu beginnen, seine Ernährungsweise zu regeln.

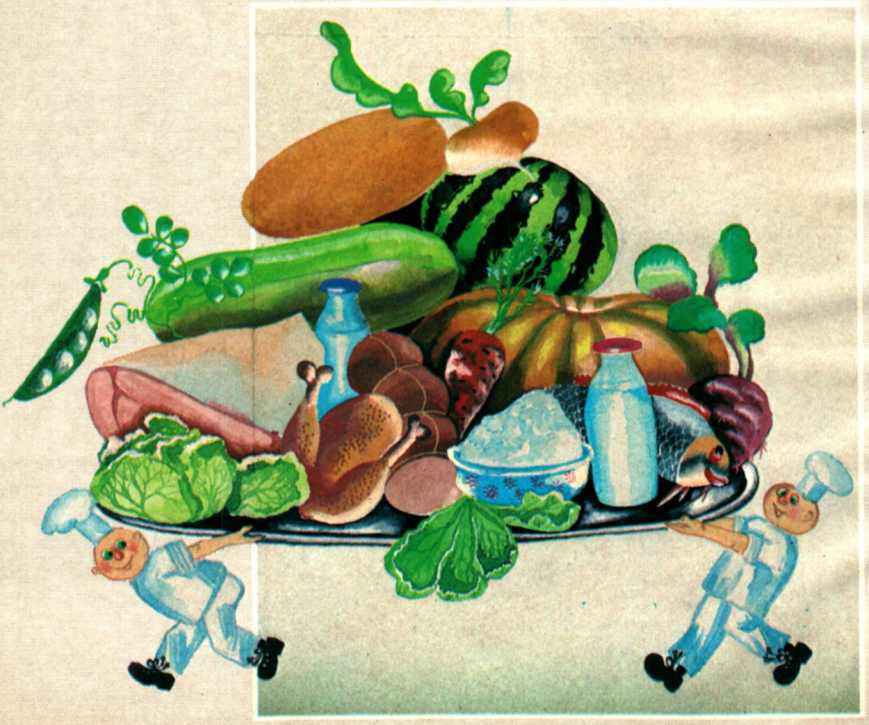
Morgens vor der Arbeit geben

sich viele nur noch mit Tee und belegten Brötchen zufrieden. „Ich komme nicht dazu", sagen die einen. „Ich bin nicht gewöhnt, früh zu essen", „kein Appetit", erklären die anderen. Aber auch tagsüber beißen wir nur mal im Vorbeigehen etwas ab, ohne normal Mittag zu essen. Aber dann, zuhause, erlauben wir uns den Bauch vollzuschlagen. Das reichliche Abendessen mit Hausmannskost, das eher an eine sättigende Mittagsmahlzeit erinnert, wird zur Faulenzerei auf dem Sofa vor dem Fernseher. Dann ist es schon Zeit, schlafen zu gehen, und am nächsten Tag wiederholt sich das Ganze. Allmählich wird diese Lebensweise zur Gewohnheit, von der man nur schwer und ungern abgeht.

Doch früher oder später muß dafür bezahlt werden. Mit den Jahren wird man fettleibig, schwerfällig und schließlich krank. Denn das, was unser Organismus bis 19 Uhr zu sich genommen hat, dient der Energiebildung, und alles, was er danach erhält, zur Fettablagerung.

WAS KOMMT AUF DEN SPEISEZETTEL?

Am besten sollte man viermal täglich essen, unbedingt aber reichlich frühstücken, vollwer-



tig zu Mittag essen und ein leichtes Abendbrot zu sich nehmen. Wünschenswert sind auch ein zweites Frühstück oder nachmittags eine Vesper. Lange Pausen zwischen den Mahlzeiten sollten vermieden werden, sonst beginnt der Organismus Nahrung als Fett auf Vorrat zu legen. Mollige sollten weniger, aber öfter, am besten 5–6mal am Tag essen. Etwas Kartoffel- oder Gemüsesalat als 2. Frühstück oder eine Tasse Joghurt vor dem Schlafengehen sind kalorienarm, dafür beschleunigen sie die Oxydationsprozesse und fördern die Verbrennung des Fetts.

Will man überflüssige Pfunde loswerden, muß man den Kaloriengehalt seiner Nahrung senken, vor allem aber Kohlehydrate und tierisches Fett meiden. Den Eiweißanteil zu verringern, ist nicht empfelenswert. Die Auswahl empfehlenswerter Lebensmittel ist reichhaltig genug, so daß niemand hungern muß.

Fleisch- und Milchprodukte: fettarme Fleischsorten, Geflügel, magere Wurst, Quark, Joghurt, Milch. Auch Fischgerichte sind ratsam. Vom **Gemüse** sollte man Kohl und Salat bevorzugen: die darin enthaltene Säure hemmt die Fettablagerung. Von Nutzen sind auch die an Zellulose reichen Möhren, Rüben, Runkelrüben, grüne Erbsen, Kürbis und Flaschenkürbis. Bei **Beeren und Obst** sollten Sie zu den sauren Arten greifen. Auch von Zucker- und Wassermelonen sowie Himbeeren darf man naschen, weil sie zum großen Teil aus Fruktose bestehen. Von an Glukose reichen Obstsorten wie Weintrauben, Bananen und Feigen ist beleibten Personen dringend abzuraten, weil Glukose schnell zu Fett destilliert.

Täglich muß man 10 g Butter zu sich nehmen. Sie trägt zur Aufnahme der Vitamine A, K, D und E, die nur im Fett gelöst werden, im Organismus bei.

Auf kohlehydratreiche Brotsorten und Grütze sollte man völlig verzichten, solange die Verfettung noch progressiv ist.

Der Wasser- und Salzverbrauch muß unbedingt eingeschränkt werden. Fettleibige dürfen höchstens 1,5 l Wasser pro Tag einschließlich Suppe und Kompott zu sich nehmen. Fettgewebe ist aufnahmefähig wie ein Schwamm. Dadurch nimmt das Gewicht noch mehr zu.

Kochsalz bindet Wasser im Organismus, ruft Schwellungen sowie erhöhten arteriellen Blutdruck hervor, Fettleibigkeit aber fördert bekanntlich hypertonische Krankheiten. Der Kochsalzverbrauch darf 5 Gramm täglich nicht überschreiten, also salzen Sie weniger.

Versagen Sie sich auch auf alle alkoholischen Getränke, sie sind gar zu kalorienhaltig.

Kalorienarme Diät ist bis zur Wiederherstellung des normalen Körpergewichts einzuhalten. Falls das Gewicht erfolgreich gesenkt wurde, kann man seine Ration zugunsten von Brot und Kartoffeln aufstocken. Doch vergessen Sie nicht regelmäßiges Wiegen. Um in der Form zu bleiben, müssen zur Korpulenz neigende Personen ihren Nahrungsmittel-

konsum stets einschränken, sonst holt man die verlorenen Kilogramme wieder auf.

Viele möchten möglichst schnell abnehmen. Aber denken Sie daran, daß eine rapide Gewichtsabnahme zur Bildung von unschönen Hautfalten führt. Sie werden viel Zeit und Geduld aufbringen müssen, um die Elastizität der Haut wiederherzustellen. Außerdem ist auf die schnelle Abmagerung auch kein Verlaß. In der Regel wird sie nur durch die Abfuhr überflüssigen Wassers erzielt. Auch in diesem Fall nimmt man schnell wieder zu.

NÜTZLICHE FASTENTAGE

Bei einer stationären Behandlung werden 2–3 Fastentage wöchentlich verordnet, wobei die Patienten aufmerksam beobachtet werden. Zuhause dürfen Berufstätige nur noch einen Fastentag in der Woche einlegen. Am geeignetsten ist ein arbeitsfreier Tag, wenn man sich bei Anzeichen von Schwäche hinlegen kann.

Für die Fastentage empfiehlt sich: Joghurt – 1,5 l in 6 Portionen; Magerquark – 500 g in 5 Portionen; 1 Tasse ungesüßten Kaffee am Morgen und 1 Glas Hagebuttenaufguß am Tag; 300 g ohne Salz gekochtes Fleisch und 50 g Gurken bzw. 300 g Kohlsalat in 6 Portionen; Äpfel – 1,5 Kilogramm in 6 Portionen. Es ist zweckmäßig, diese Fastentage aufeinanderfolgen zu lassen. Essen Sie aber nicht verschiedene Produkte an einem Tag, weil sich dadurch der Kaloriengehalt der Ration erhöht und das Fasten ergebnislos bleibt. Bei richtig organisierten Fastentagen beginnen die meisten Fettleibigen abzunehmen und sich besser zu fühlen.

Was das Hungern betrifft, so gehen die Ärzte äußerst vorsichtig damit um. Der Organismus kann das Hungern nur schwer verkraften: es kommt zu Mangel an Vitaminen, zu Störungen des Wasser-Salz-Haushaltes, zur Spaltung körpereigener Eiweiße und zum Auftauchen giftiger Substanzen des Azetons, die zur Selbstvergiftung führen können. Außerdem kommt man nach dem Hungern wieder schnell auf sein altes Gewicht, oft nimmt man sogar noch zu.

Fettleibigkeit bereitet uns viele Unannehmlichkeiten, sie verunstaltet und bedrückt uns. Aber noch wichtiger ist, daß überflüssige Pfunde die Gesundheit beeinträchtigen und viele Erkrankungen verursachen können, die uns das Leben vergällen und verkürzen. Wie jede andere Erkrankung, läßt sich auch Fettleibigkeit in ihrem Anfangsstadium am leichtesten bekämpfen. Man muß nur rechtzeitig damit beginnen.

Am besten sollte man dabei komplex vorgehen. Kalorienarme Kost und Fastentage allein bringen nicht das erwünschte Ergebnis, wenn man sich wenig bewegt. Sport – ob nun Dauerläufe, Spaziergänge oder Morgengymnastik – und eine geregelte Ernährungsweise bleiben die vernünftigste und effektivste Methode im Kampf gegen die Fettleibigkeit.

Bei fünf Olympischen Winterspielen hintereinander, bestiegen sowjetische Paarläufer die höchste Stufe des Ehrenpodestes.

TRIUMPH EINES PAARES

Sergej SCHATSCHIN

Aus der Zeitschrift SELSKAJA MOLODJOSH

Fotos: Juri BYKOWSKI/ Valentin BARANOWSKI

Bei den Spielen in Sarajevo siegten die Leningrader Jelena Walowa und Oleg Wassiljew gegen die stärksten Paare der Welt. Dabei gewannen sie mit klarem Vorteil. Noch zwei, drei

Jahre vor dem Olympiaerfolg waren ihre Namen einem breiten Publikum weithin unbekannt. Nur bei den Europa- und Weltmeisterschaften von 1983 erreichten sie Klasseresultate: Bei der EM in Dortmund erkämpften sie Silber, und bei der WM in Helsinki erklommen sie das oberste Treppchen des Ehrenpodestes. Einen ähnlich steilen Aufstieg im Paarlaufen gab es bei Debütanten nur 1969, als Irina Rodnina

Beim Training: Tamara Moskwina schwingt sich einmal auf die Höhe von Jelena Walowa.

und Alexej Ulanow im ersten Anlauf sich die Goldmedaillen der Europa- und Weltmeisterschaften erkämpften.

Oleg Wassiljew wurde 1959 in einer Familie geboren, die mit Sport nichts zu tun hatte. Sein Vater war Schlosser. In der Kindheit erkrankte Oleg mehrmals an Lungenentzündung, so daß die Eltern den Jungen auf ärztliches Anraten zur Abhärtung auf die Eisbahn brachten. Die Krankheit verschwand in der Tat bald, und Oleg befaßte sich ernsthaft mit dem Eiskunstlauf. Mit 15 gewann er die Juniorenmeisterschaft der

UdSSR. Dann gab er sein Debüt bei den Seniorenwettkämpfen. Zugegeben, besonders erfolgreich schnitt er hier nicht ab.

Jelena Walowa, die Partnerin Olegs, wurde 1963 geboren. Schlittschuh läuft sie seit dem sechsten Lebensjahr. Ihr Vater ist Elektromechaniker. Mit zehn wurde das Mädchen in die Gruppe der bekannten Trainerin Tatjana Mischina aufgenommen. Jelena beherrschte schnell und sicher die kompliziertesten Elemente, doch ... „Ich war kräftig, aber plump, mit einem unverhältnismäßig großen Kopf", erinnert sich die Paarläuferin. „Man sagte über mich: Was ist denn das für ein Frosch? Dabei ist die äußere Erscheinung in unserem Sport nicht die unwichtigste Sache."

Dennoch nahm man das Mädchen wegen seiner ausgezeichneten Leistungswerte in die Jugendauswahl auf. Während der Pubertät kam es zu zeitweiligen Störungen der Bewegungsabläufe. Im Einzellauf zeichneten sich keine allzu erfreulichen Aussichten für Jelena ab.

Es berichtet die Trainerin der Olympiasieger, Tamara MOSKWINA:

Ich hatte die beiden einige Jahre im Auge, trainierten wir doch oft in derselben Halle. Und da kam mir die Idee, sie in einem Sportpaar zu vereinigen. Besonders gelangen ihnen komplizierte, riskante und akrobatische Elemente des Einzellaufs. Die Anwärterschaft Wassiljews rief bei niemandem auch nur Zweifel hervor. Aber gegen Walowa wandte sich selbst meine beste Freundin, die Choreographin Walentina Wigant, der Jelena Walowa einfach zu wenig artistisch schien.

Man fragt mich jetzt, warum ich dennoch auf Walowa bestand. Weil, so erkläre ich das, sie in gewissem Maße mein Schicksal wiederholte. Seinerzeit sagte man auch über mich, daß ich nicht graziös sei, und daß man mich deshalb niemals zu besonders wichtigen Wettkämpfen schicken werde. Wütend schluckte ich, aber dann begann ich hartnäckig zu arbeiten. Und ich erreichte mein Ziel, ich wurde Landesmeisterin.

Um zwei erfahrene Einzelläufer in einem anständigen Sportpaar zusammenzubringen, braucht man viel Zeit. Aber zur Moskwina kamen nicht nur erfahrene, sondern auch leistungsstarke Einzelläufer. Der schon von Natur aus starke Einzelläufer ist in der Regel auch Individualist, er kommt nicht so ohne weiteres mit einem Partner in Kontakt. Ungefähr ein Jahr brauchte die Moskwina dafür, um in ihren neuen Schülern die Individualisten auszumerzen. Erst danach begann die eigentliche Arbeit.

Tamara MOSKWINA: „Ende der 70er Jahre gab es bei den Eistänzern einen deutlichen Leistungssprung, weil sie mehr Gewicht auf die künstlerische Ausführung legten. Vor diesem Hintergrund boten die Küren der Sportpaare einen langweiligen Anblick. Als ich im Sommer 1980

mit meinen Zöglingen an die Arbeit ging, stellte ich mir deshalb genau die Richtung vor, in die die Vervollkommnung des Paarlaufens meines Erachtens gehen mußte. Sieger würde der werden, der zugleich mit höchsten technischen Schwierigkeiten auch ebenbürtiges choreographisches Können zeigen würde. Aber gerade in diesem Bereich blieben Walowa und Wassiljew lange hinter ihren Hauptkonkurrenten zurück.

Wie Augenzeugen bestätigen, war es alles andere als leicht, mit Walowa und Wassiljew zu arbeiten. Nein, die Trainerin machte ihren Schützlingen gegenüber keine besonderen Ansprüche geltend, die Schwierigkeit war die, daß dies die beiden von Zeit zu Zeit selbst besorgten. Und in solchen Momenten hing das Schicksal des Duetts am seidenen Faden.

Jelena WALOWA: Anfang 1981 sagte Oleg mir, daß er aus dem Leistungssport ausscheiden wolle. Aber weil nur er auf diesen Gedanken gekommen war, verstand ich: das ist wegen dir, wegen deiner Plumpheit, an der die Kampfrichter etwas auszusetzen haben.

Tamara MOSKWINA: Ich wurde nicht müde, Jelena zu sagen, daß Schönheit sich ersetzen läßt. Wir luden einen bekannten Choreographen ein, der ihr anmutige

Im Frühjahr dieses Jahres heirateten die Olympiasieger.

Bewegung beibringen sollte. Dann machte ich sie mit einem Fachmann für Szenarien bekannt, der sie Wirkung auf das Publikum lehren sollte. Und schließlich kam der Tag, an dem ich endlich zufriedengestellt war. Ein profilierter Journalist verglich Jelena mit Irina Moissejewa selbst – dem Liebling des Publikums, der Eleganz in Person. Ich möchte hinzufügen, daß Jelena zusammen mit der Schönheit und Ausdrucksstärke der Bewegung sich noch eine andere Eigenschaft erwarb – Selbstvertrauen. Heute gibt sie im Duett den Ton an.

Und was die Hauptsache ist, meine mir Anvertrauten kamen endlich zu gegenseitigem Verständnis. Sie wissen ausgezeichnet, wo es zu Konflikten kommen und was daraus werden kann, und das im Hinterkopf versuchen sie Klippen zu umgehen, stimmen sie sich so aufeinander ein, daß die Unzulänglichkeit des einen durch den Vorzug des anderen ausgeglichen wird.

Die Schwächen des Leningrader Duetts machten sich mit jedem Tag immer weniger bemerkbar. In drei Jahren stellten die Figurenläufer drei interessante Kürprogramme auf die Beine. Zusammen mit ihrer Trainerin und dem Choreographen gingen sie ihren eigenen Weg, sie wollten niemanden kopieren. Der Rhythmus ihres Laufs mit plötzlichen Beschleunigungen sowie schlagartigen Unterbrechungen verwunderte und rief gleichzeitig Streit unter Zuschauern wie Kampfrichtern hervor.

Obwohl Walowa und Wassiljew bei Auslandseinsätzen recht erfolgreich auftraten, wurden sie den Kampfrichtern bei den Landesmeisterschaften gewohnheitsmäßig zwischen dem 5. und 10. Platz plaziert. In der Regel gaben sie Moskauer Paaren den Vorzug. Und das konnte man in gewisser Weise verstehen: die Vertreter der hauptstädtischen Schule hatten den beträchtlichen psychologischen Vorteil langjähriger Siegesserien bei Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen.

Aber in diesem Fall spielte die Trägheit des Dankens den Fachleuten einen bösen Streich. 1983, als Walowa und Wassiljew mehr zufällig für ein erkranktes Paar zur Europameisterschaft einsprangen, mischten sie aufeinmal in der Auseinandersetzung der stärksten Paarläufer kräftig mit. Ihr extrem komplizierter und gleichzeitig schöner Auftritt wurde von Kampfrichtern und Zuschauern nach Gebühr bewertet.

Aber wie es oft in ähnlichen Situationen vorkommt, bei denen man dem Können Tribut zollen muß: man sprach mehr von glücklichen Zufällen. So ging das fast noch ein Jahr bis zur Saison 1984, da unser Paar bei den Olympischen Winterspielen in Sarajevo siegte. Und erst da erhielt das „glücklose" Paar die verdiente Anerkennung.

Hobby

Mindestens 200 Millionen Menschen in der Welt widmen ihre Freizeit dem Sammeln von Briefmarken.

WAS BRIEFMARKEN ERZÄHLEN

Oleg BEGLOW

Aus der Zeitung
POTSCHTOWYJE MAGISTRALI

Fotos: Alexander USSANOW

Fast jeder reitet sein Steckenpferd. Man sammelt Autogramme, Ansichtskarten, Streichholzetiketten, Münzen, seltene Muscheln oder auch Speisekarten aus Restaurants. Es soll über 700 verschiedene Objekte der Sammlerleidenschaft geben, von denen viele seltsam anmuten. Die zahlenmäßig stärkste Gruppe unter den Sammlern sind die Philatelisten.

Nicht selten werden sie als besessen bezeichnet. Monate-, jahre-, ja sogar jahrzehntelang können sie nach einer Rarität für ihre

Sammlung jagen. Und womit läßt sich erst die Freude über den Fund vergleichen! Es sammeln Menschen verschiedenen Alters, unterschiedlicher Berufe und Anschauungen, sie alle eint eine stille, aber flammende Leidenschaft für ihr geliebtes Hobby.

„Für mich bedeutet die Philatelie mehr als Erholung", sagt der mehrfache Schachweltmeister Anatoli Karpow. „Manchmal ist mein Markenalbum selbst während wichtiger Spiele bei mir. Die Marken helfen in schweren Situationen die seelische Ausgeglichenheit zu bewahren und sich vom Schachbrett abzulenken. Sie beruhigen, und ich übertreibe kaum, wenn ich sage, daß die Marken helfen, besser zu spielen und zu siegen. Ich kann mir mein Leben ohne Schachspiel und Briefmarken nur schwer vorstellen."

DIE ERSTE BRIEFMARKE RUSSLANDS

Es war an einem Winterabend, draußen blies ein kalter Wind, drinnen aber war es warm und gemütlich. Vater hatte es sich in einem Sessel bequem gemacht und blätterte in einem seiner alten, geliebten Alben. Ich warf einen Blick über seine Schulter, und vor mir tat sich eine Welt der Exotik und historischer Raritäten auf.

In meinen Händen halte ich eine kleine Breifmarke, sie ist ungezähnt, rechteckig, das innere Oval ist blau mit dem weißen reliefartigen Staatswappen Rußlands. Unter dem Oval die In-

PHILATELISTENGESELLSCHAFT IN DER UdSSR

Mehr als 2000 Arbeitsgemeinschaften und 3000 Jugendklubs vereinigt die Unionsgesellschaft der Philatelisten (WOF). In ihr sind über 187 000 Erwachsene und 190 000 junge Sammler von Postwertzeichen eingeschrieben. Mitglied dieser Massenorganisation kann jeder Sowjetbürger nach vollendetem 16. Lebensjahr werden. Der jährliche Mitgliedsbeitrag für Erwachsene beträgt 2,40 Rubel und für Jugendliche 10 Kopeken.[1]

Höchstes Organ der WOF ist der Kongreß, der einmal in fünf Jah-

[1] *entspricht etwa drei Dollar bzw. 12 Cent. – d. Red.*

Foto unten: Moskauer Philatelisten in einem ihrer Klubs. Foto rechts: Der erste sowjetische Satz aus zwei Marken, der 1918 emittiert worden war.

schrift: „10 Kopeken für ein Lot". Das ist die erste staatliche Briefmarke Rußlands. Ausgabejahr 1857.

Aber nicht nur sie erhebt Anspruch auf den Titel des Erstlings der russischen Philatelie. In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts war das Gerücht aufgekommen, daß in Tiflis (heute Tbilissi, die Hauptstadt Georgiens) eine Briefmarke des städtischen Postamtes existiert, die noch vor den offi-

ren einberufen wird. In der Zeit zwischen den Kongressen führt die Tätigkeit der Gesellschaft der Vorstand der WOF, der sich in Moskau befindet. Seit April 1977 ist der Fliegerkosmonaut Lew Djomin, selbst ein leidenschaftlicher Kollektionär, Vorsitzender des Vorstandes der WOF. Die Gesellschaft organisiert Ausstellungen von Sammlungen, führt Expertisen durch, gibt Philatelistenjüngern Ratschläge. Seit 1967 ist die Philatelistengesellschaft Mitglied der Internationalen Philatelistenföderation (FIP).

Die sowjetischen Philatelisten geben monatlich die Zeitschrift „Philatelija w SSSR"[1] in einer Auflage von über 100 000 Exemplaren heraus. In ihr finden sich neben wissenschaftlichen Beiträgen zur Philatelie, Beschreibungen der neuesten Briefmarkenausgaben, Mitteilungen über Ausstellungen und interessante Funde sowie Tauschanzeigen. Eine gesonderte Seite ist ausländischen Lesern vorbehalten, die Kontakte mit sowjetischen Sammlern aufnehmen wollen.

Jedes Mitglied der Gesellschaft kann im Laufe des Jahres seinen Tauschpartnern in anderen Ländern sowjetische Marken, Blöcke und Ersttagsbriefe im Wert von 130 Rubeln nach Schätzwert des Kataloges von „Sojuspetschat" schicken und im Gegenwert Philateliematerial aus dem Ausland erhalten. Geschätzt werden die ausländischen Marken nach den Katalogen von „Yvert et Tellier", „Zum Stein" und „Michel".

[1] *Zu beziehen ist die Zeitschrift durch die Außenhandelsorganisation V/O „Meshdunarodnaja Kniga" oder ihre Vertragspartner im Ausland. – Die Red.*

Eine Sonderserie von Postwertzeichen, die 1921 mit einem erhöhten Nominalwert herausgegeben wurde, leistete einen wesentlichen Beitrag zur Volkshilfe für die Hungerleidenden im Wolgagebiet.

ziellen staatlichen emittiert worden war. Lange blieb die Suche nach dieser Marke erfolglos.

Erst 1913 tauchte diese Marke wieder auf. Der Besitzer einer der besten Sammlungen in Rußland, K. Schmidt, hatte sie erworben. Die Philatelistenwelt geriet in Aufruhr. Schmidt begann nach Veröffentlichungen über den einmaligen Fund zu suchen. Erst nach zehn Jahren wurde er fündig, konnte die nicht gerade schöne Marke mit der Abbildung des Stadtwappens von Tiflis und einem Nominalwert von 6 Kopeken ausführlich in philatelistischen Zeitschriften beschreiben.

Mitte 1857 hatte sich der Statthalter des russischen Zaren in Kaukasien vorgenommen, Petersburg (heute Leningrad), der damaligen Metropole Rußlands, vorauszueilen, und seine Marke in Umlauf gebracht. Doch als das der Postamtabteilung bekannt wurde, befahl diese, die gesamte Auflage der „falschen" Marke zu vernichten, und verbot ihren Umlauf. Heute existieren nur noch wenige Exemplare der auf 100 000 Rubel geschätzten Marke, nur einige wenige Sammlungen haben sie im Bestand.

1921: BRIEFMARKEN HALFEN HUNGER LINDERN

In Vaters Einsteckalbum sah ich auch die erste sowjetische Marke, die 1918 herausgegeben worden war. Auf ihr geht im Hintergrund über der Erde die Sonne auf, im Vordergrund ist eine Hand mit Schwert abgebildet, das eine Kette zerschlägt. Mit dieser Marke beginnt die Geschichte der sowjetischen Philatelie.

In den Briefmarken der ersten Jahre nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution fanden die wichtigsten Ereignisse der jungen Sowjetrepublik ihren bildlichen Ausdruck, so zum Beispiel die großen farbenfrohen Marken mit der Aufforderung: „Hilfe für die Hungernden des Wolgagebiets." Sie sind mit einer schweren Periode in der Geschichte des Landes verbunden.

Bürgerkrieg und ausländische Intervention hatten die Wirtschaft der Sowjetrepublik ruiniert. Es mangelte an Notwendigstem, an Heizstoff und Kleidung. Dazu kam 1921 eine nie dagewesene Dürre, die 35 Gouvernements mit 30 Millionen Menschen heimsuchte. Am meisten waren die Gebiete im mittleren und unteren Lauf der Wolga betroffen. Hunger herrschte.

Die Hungersnot hatte derartige Ausmaße, daß die Republik zu außerordentlichen Maßnahmen greifen mußte. Im Sommer 1921 wurde von der Sowjetregierung eine Zentrale Kommission für die Unterstützung der Hungernden gebildet. Sie hatte zum Ziel, Mittel für den Kampf mit dem Hunger zu sammeln. Um Getreide im Ausland kaufen zu können, brauchte man Gold, das die junge Republik nicht hatte. Im ganzen Land wurde eine Spendenkampagne für die Hungernden organisiert, aber der Erlös reichte nicht.

Dann erinnerte man sich der Philatelisten. Durch Zeitungen wandte man sich an sie mit der Bitte, beliebige Briefmarken an das Volkskommissariat für Postwesen nach Moskau zu schicken. Eine Unmenge Briefmarken traf ein. Sie wurden zu Serien zusammengestellt. Vor allem wählte man seltene Marken aus, die dem Land die nötigen Devisen bringen konnten. Insgesamt wurden 300 Millionen Briefmarken im Werte von zehn Millionen Goldrubel gesammelt.

Man emittierte auch zugunsten der Hungernden eine Sonderserie von Postwertzeichen mit einem höheren Preis. Alle Briefmarken hatten ein und denselben Nennwert von 2250 Rubeln (damals kostete ein Pfund Brot hunderttausende Rubel). 2000 Rubel davon wurden dem Fonds für die Dürregeschädigten überwiesen, die Postgebühr machte 250 Rubel aus. Die Zeichnungen drückten einfach und deutlich den Sinn der Aktion aus. Mit Getreide vollbeladene Schleppkähne fahren die Wolga entlang, deren Ufer von der Sonnenglut verbrannt sind.

Trotz des hohen Preises waren diese Marken sehr gefragt. Als 1922 die Hungersnot bekämpft war und man die Wertzeichen aus dem Umlauf ziehen wollte, fanden sich in den Postämtern keinerlei Restbestände: Alle Marken waren verkauft worden.

Eine dem 200. Geburtstag von Robert Burns gewidmete sowjetische Marke

WIE ROBERT BURNS ZU EINER MARKE KAM

Aber nicht nur die alten Briefmarken können über Ereignisse

der Geschichte Aufschluß geben. Mein Vater zeigte mir einen Briefumschlag, auf den eine Marke mit dem Porträt des großen schottischen Lyrikers Robert Burns geklebt war, und erzählte ihre Geschichte.

1959, als mein Vater in der sowjetischen Botschaft in Großbritannien arbeitete, nahm er an einer Diskussion zur Herausgabe einer Jubiläumsmarke zum 200. Geburtstag Robert Burns' teil. Laut Beschluß sollte die Marke nicht erscheinen, weil bis dahin nur Porträts der britischen Monarchen auf Briefmarken abgebildet worden waren.

Dann finanzierten jedoch die Mitglieder einer Gesellschaft von Verehrern Robert Burns' selbst die Emission einer Marke mit dem Porträt ihres großen Landsmanns. Bemerkenswert ist, daß auch eine offizielle britische Marke mit der Abbildung des Dichters das Licht der Welt erblickte, nur geschah dies sieben Jahre später, 1966.

Viel Wissenswertes offenbarte sich mir auf den Seiten des alten Albums. Das ist schon lange her. Auch ich bin Briefmarkenfreund geworden, nur habe ich nie versucht, alle Marken sammeln zu wollen. Das ist unmöglich: Seit in Großbritannien 1840 die erste Briefmarke der Welt („One Penny") ausgegeben wurde, sind 300 000 weitere Postwertzeichen hinzugekommen, von denen viele einmalig sind. Allein in der Sowjetunion wurden seit 1918 über 5500 Postwertzeichen in Umlauf gesetzt. Jede Briefmarke hat ihre eigene Geschichte und ist ein kleines Fenster in die große Welt.

Seit mehr als 100 Jahren – beginnend mit Turgenjew, Tolstoi und Dostojewski – ist die russische Literatur eine aktive Kraft im weltliterarischen Prozeß. Ihren Einfluß erkannten bedeutende Schriftsteller Westeuropas und Amerikas an. Wie wird nun heute russische und sowjetische Literatur im Ausland gelesen und verlegt?

Als ein Ausgangspunkt können hier vielleicht der zweite Weltkrieg und der Zusammenbruch des Hitlerreiches angesehen werden. Die russische Literatur assoziierte sich damals beim progressiv denkenden Leser mit den Heldentaten der Verteidiger von Stalingrad und der Helden beim Sturm auf den Reichstag. Dafür gibt es viele Zeugnisse. Erwähnt seien ein Brief von Thomas Mann an Alexej Tolstoi, Beiträge von Anna Seghers über Lew Tolstoi, Dostojewski und Puschkin, Heinrich Manns Betrachtungen über russische Literatur in seinem Buch „Ein Zeitalter wird besichtigt" (1945) und Louis Aragons „Die Sowjetischen Literaturen" (1955).

Albert Camus, ein Geistesfürst der bürgerlichen Intelligenz der Nachkriegsjahre, schrieb in seinem Essai „Literatur und Arbeit":

SOWJETLITERATUR – ANZIEHEND FÜR FREUND UND FEIND

Nach Beiträgen aus der Zeitschrift DRUSHBA NARODOW

„Ich glaube nicht, daß es eine spezifische Arbeiterliteratur, eine von Arbeitern hervorgebrachte Literatur gibt. Wenn sie aber gut ist, so unterscheidet sie sich nicht von der großen Literatur . . . Man kann beispielsweise Gorki als einen vortrefflichen Vertreter der Arbeiterliteratur betrachten. Ich sehe aber keinen Gattungsunterschied zwischen seinen Werken und denen des Aristokraten und Gutsbesitzers Tolstoi. Im Gegenteil, ich liebe sie beide wegen ein und desselben: In einer schlichten und zugleich herrlichen Sprache drücken beide all das Große – Freud und Leid – aus, was im menschlichen Herzen wohnt. Demgegenüber besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen Tolstoi und einem so bedeutenden Schriftsteller bürgerlicher Abstammung wie André Gide. Von diesen beiden schrieb namentlich der Adlige – in seiner Art – mit dem Volk und für das Volk.

Tolstoi und Gorki verkörpern zusammen recht gut das, was ich unter Literatur verstehe, die Sie gelegentlich als Arbeiterliteratur bezeichnen, ich aber nenne sie wahre Literatur. Eine solche Kunst wendet sich an einfache Herzen wie auch an ausgesuchte Geschmäcker."[1]

Durch dieses An-die-Seite-Stellen erkannte der französische Schriftsteller die unlösbare Verbindung der sowjetischen Klassik mit der vorrevolutionären an. Bei der Beurteilung beider Meister ging Camus von einem grundlegenden Kriterium aus, der kraftvollen Humanität und Zuwendung ihrer Bücher an eine breite Leserschaft, die bürger-

[1] Albert Camus. Essais. Paris. Gallimard.

lich-ästhetischem Elitarismus widerstanden.

In der Gegenwart hat sich der Leserkreis russischer und sowjetischer Literatur auf allen Kontinenten merklich ausgeweitet. Dabei muß man natürlich nicht allein die Anziehungskraft, sondern auch die Zurückweisung dieser Literatur, nicht nur ihre vorbehaltlose Anerkennung, sondern auch Debatte, nicht nur ihre Freunde, sondern auch ihre Gegner in Betracht ziehen.

Russische Klassiker werden beispielsweise in den USA ständig neu aufgelegt. Von der sowjetischen Literatur aber, die von den Verlegern praktisch boykottiert wird, ist der amerikanische Leser geradezu abgeschnitten. Handelt es sich dagegen um Publikationen, die ein verzerrtes feindseliges Bild von der sowjetischen Literatur geben, dann bitte schön. An solchen Machwerken mangelt es auf dem amerikanischen Buchmarkt nicht.

Dennoch hat die sowjetische Literatur nicht nur Gegner in den kapitalistischen Ländern.

Einem in Moskau regelmäßig erscheinenden Literaturverzeichnis zufolge wurden 1976 bis 1980 Bücher sowjetischer Schriftsteller im Ausland in 47 Sprachen herausgegeben. Die sowjetische Literatur verbreitet sich also im wahrsten Sinne des Wortes. Sie erreichte nun auch die jungen Nationalstaaten Asiens und Afrikas, wo man noch vor kurzem keinerlei Begriff von ihr hatte. Manchmal werden dort sowjetische Bücher in englischen und französischen Übersetzungen gelesen, in letzter Zeit immer öfter auch in Übersetzungen in die Nationalsprachen: ins Arabische, Assamische, Bengalische, Burmesische, Hindi, Japanische, Malaiische, Tamil, Thai und Türkische.

Einzelne sowjetische Ausgaben werden auch in seltene europäische Sprachen wie das Gälische, Isländische, Katalanische, Sorbische und Flämische übertragen.

Die meisten Übersetzungen sowjetischer Bücher erschienen in diesem Zeitraum in deutscher Sprache, gefolgt von zahlreichen bulgarischen, slowakischen, tschechischen und ungarischen Übersetzungen.

Nicht wenige Bücher sowjetischer Autoren erschienen in Frankreich, Großbritannien, Italien, Finnland und anderen Ländern. In bestimmter Anzahl kamen sowjetische Bücher in den letzten Jahren in China heraus, wo man sie jahrelang überhaupt nicht verlegt hatte.

Wer von den sowjetischen Schriftstellern erfreut sich der größten internationalen Aufmerksamkeit? Der unbestrittene Vorrang gebührt Maxim Gorki, den gewisse westliche Autoritäten nicht nur einmal für unmodern und veraltet erklärten. Aber allein von 1976 bis 1980 wurden seine Bücher 312mal in 34 Sprachen verlegt. Ihm folgt Michail Scholochow mit 74 Ausgaben in 17 Sprachen. Unverändertes Interesse finden auch andere Meister der älteren Generation: Alex-

ander Fadejew, Konstantin Fedin, Ilja Ehrenburg, Konstantin Paustowski, Konstantin Simonow, Valentin Katajew, Weniamin Kawerin . . .

Die internationale Probe bestanden auch Schriftsteller der Nachkriegszeit. Genannt seien nur Tschingis Aitmatow (68 Ausgaben in 21 Sprachen), Juri Trifonow (51 bzw. 16), Valentin Rasputin (41 bzw. 15), Wassil Bykau (27 bzw. 11), Juri Bondarjew, Wladimir Tendrjakow, Gawriil Trojepolski u. a. In ihren Büchern werfen sie zugespitzte Probleme auf, beleuchten komplizierte Aspekte der sowjetischen Wirklichkeit und widerlegen durch ihr ganzes Schaffen die penetranten Behauptungen gewisser bürgerlicher Verleger, daß die sowjetischen Schriftsteller bemüht seien, reale Lebenskonflikte zu vertuschen.

Viele Leser im Ausland schöpfen ihr Wissen über das Sowjetland gerade deshalb aus der Literatur der UdSSR, weil sie eine multinationale Literatur ist. „Russische und sowjetische Schriftsteller", sagte der italienische Journalist und jahrelange Korrespondent der „Unità", Carlo Benedetti, „gaben mir in Vergangenheit und Gegenwart für das Verständnis Ihres Landes unvergleichlich mehr als soziologische und philosophische Abhandlungen. Ich habe alle Klassiker und die bekanntesten Schriftsteller der sowjetischen Periode durchgelesen. Viel schöpfte ich zum Beispiel aus den Büchern von Juri Rytchëu und Wladimir Sangi, die kleine Völkerschaften des hohen Nordens vertreten . . ."

Jurij Brežan, ein namhafter Schriftsteller der DDR, der deutsch und sorbisch schreibt, sagte über „Der weiße Dampfer" des Kirgisen Tschingis Aitmatow, daß diese Erzählung zur Schatzkammer der Weltliteratur gehöre . . . An ihrem Beispiel sei klar zu ersehen, wie ein winziges Stückchen jemandes engerer Heimat für jeden Leser, wo immer er auch lebe, zu einem Teil der großen Welt wurde . . . Die Erfolge der multinationalen sowjetischen Literatur hätten für ihn als Vertreter des sehr kleinen Volkes der Lausitzer Sorben, die sich in ihrer Heimat nicht als eine Minderheit, sondern als Bestandteil der gesamten Nation empfinden, eine gewaltige Bedeutung . . .

Ein bedeutender Teil, wenn nicht die Mehrheit der sowjetischen Bürger, wachsen in einem national differenzierten Milieu auf, leben und arbeiten dort. Das muß zwangsläufig auch in der Literatur seinen Niederschlag finden. Elemente verschiedener Nationalkulturen verflechten sich eng miteinander in Thematik, Stil und Ausdrucksmitteln.

Die russische Sprache ist für alle Völker der Sowjetunion eine Sprache des zwischennationalen Verkehrs. Aber nicht nur das. Mit ihrer Hilfe erschließen sich Schriftsteller verschiedener Völ-

ker der UdSSR die Weltkultur und nicht zuletzt auch die russische Kultur.

Unlängst ist in der DDR ein Sammelband des Lyrikers Olshas Sulejmenow erschienen. In ihm sind die Gedichte sowohl in russisch als auch in deutsch auf den gegenüberliegenden Seiten abgedruckt. Im Vorwort analysiert Herausgeber Leonhard Kossuth die nationale Natur der Dichtkunst Sulejmenows, eines russisch schreibenden Kasachen, und stellt fest, daß sie sich mannigfaltig zeigt: Der Dichter wendet sich der historischen Vergangenheit seiner Nation, der Wirklichkeit der kasachischen und weiter gefaßt orientalischen Lebensweise, den volkstümlichen Sagengestalten und Symbolen zu.

Der Internationalismus des Dichters schließt in sich die Idee von einer umfassenden Synthese der „europäischen" und „asiatischen" Kulturen, wie sie traditionsgemäß bezeichnet werden, ein. In unserem Zeitalter – betont Sulejmenow im Gedicht „Ainalain" – wird die schablonenhafte Antithese West – Ost überwunden.

„Ainalain" bedeutet eigentlich „Ich nehme dein Leiden auf mich", und ist die nationale Formel der Liebe. Zugleich spricht aus diesem Gedicht die tief humanistische Besorgnis des Autors um das Schicksal aller Unterdrückten in der Welt. Damit knüpft der kasachische Dichter an die Traditionen der russischen Klassik an.

Die besten Verse Sulejmenows veranlassen uns ebenso wie die Romane und Erzählungen Aitmatows, auf die Frage zurückzukommen, wie sich in der russischen Sprache die nationale Eigenart des schriftstellerischen Talents äußert. Meiner Meinung nach offenbart und behauptet es sich nicht nur, indem es sich das eigentlich Nationale aneignet, sondern auch auf die Erfahrungen und Traditionen der geistigen Kultur des Vielvölkerstaates stützt.

In der modernen multinationalen Kultur der Sowjetunion spielen sich komplizierte wechselseitige Prozesse ab. Treffend sagte darüber das Akademiemitglied Dmitri Lichatschow in seinen „Notizen über das Russische": „Ist denn die Wolga nicht ein Strom auch der anderen Völker – der Tataren, Mordwinen, Mari und anderer? Ist es denn so weit von der Wolga bis zu den Komi und Baschkiren? Wie viele kulturelle Werte erhielten wir Russen von anderen Völkern gerade deshalb, weil wir ihnen viel gaben! Und die Kultur ist wie ein Heckrubel, den du ausgibst und der dennoch in deiner Tasche bleibt. Und sich sogar vermehrt."

Die Traditionen der russischen Klassik, einschließlich der sozialistischen multinationalen Klassik, gehen heute in die Weltliteratur ein. Das ist jene unsichtbare Verbindung, auf die sich Einheit und geistige Nähe der besten Vertreter der Weltliteratur gründen.

Bücherbord

IM ZEICHEN DES UNSTERNS

Wassil BYKAU

Auszüge aus der Erzählung

IM ZEICHEN DES UNSTERNS

Wassil BYKAU

Kupferstich: Viktor ADAMOWITSCH

Seit Tagen hing der tiefe Herbsthimmel wolkenschwer über dem Land, es wehte ein böiger Wind, bald aus der einen, bald aus der anderen Richtung. Dann legte er sich, nachts wurde es wärmer, und vor dem Morgen goß es in einem fort. Stepanida erwachte im Morgengrauen, stand auf und trat in den Hausflur hinaus. Gleich an der Schwelle hörte sie es leise vom Dach rinnen, unter dem Loch im Dach breitete sich eine dunkle Lache auf dem Lehmboden des Flurs aus. Zum wievielten Mal schon schimpfte sie in Gedanken auf Petrok, ihren säumigen Mann, und schob den Zuber unter die Stelle, von wo es stetig herabtropfte. Schläfrig gähnend, holte sie einen im Frühjahr gekauften Melkkübel unter dem Fensterbrett hervor und ging zur Kuh in den Stall.

Auf der triefenden Linde, deren schütteres Blattwerk trübselig herabhing, begann eine Krähe zu krächzen. Wenn's bloß nicht zum Bösen ist, dachte Stepanida beunruhigt. Es war schon der vierte oder fünfte Morgen, daß sich die Krähe einstellte, sich auf den Lindenwipfel niederließ und, den breiten schwarzen Schnabel über den Hof hängend, durchdringend krächzte, als riefe sie jemanden aus dem Wald. Ein-zweimal hatte Stepanida mit einem Holzscheit nach ihr geworfen, aber die Krähe machte sich nichts draus. Heute hatte sie sich wohl ausgekrächzt, sie verstummte von selbst, hockte noch eine Weile auf ihrem Zweig im Wipfel, breitete dann die Flügel aus und strich zur Schlucht ab. Der Lindenzweig, der an seiner Spitze ein rötlich vergilbtes Blatt trug, schwang leise auf und ab.

Gemächlich melkte Stepanida ihre Bobowka und stellte befriedigt fest, daß der Kübel randvoll wurde. Stepanida hütete die Kuh wie ihren wertvollsten Schatz. Heutzutage war eine solche Kuh geradezu ein Glück.

Stepanida verließ den Stall, hatte aber noch nicht den Hof überquert, als ihr Ohr ein vom Regen gedämpftes, dumpfes Dröhnen auffing. Ohne zu begreifen, was das bedeuten könne, blickte sie zum Tor hinaus und erstarrte: etwas unförmig Gewaltiges, grau und stumpfschnäuzig, was nicht gleich und nur mit Mühe auf einen Laster kommen ließ, rollte schwerfällig über die Schlaglöcher rumpelnd, durch den regenfeuchten Dunst von der Landstraße zum Chutor heran. Dem Ungetüm folgte etwas Kleineres, dafür mit einem hohen samowarähnlichen Schornstein, der Wind trug bereits Rauchgeruch heran. Langsam, aber unabwendbar näherte sich der Last-

wagen dem Chutor, bis er schließlich mit schwerem heißem Atem vor dem Tor hielt. Vom Trittbrett des Fahrerhauses sprang ein schmächtiger Mann in Hut und langem nassem Mantel. Stepanida erkannte ihn sofort – das war Swentkowski, der hiesige Lehrer.

„Guten Tag, Pani Bogatka", grüßte er ungewohnt liebenswürdig, sein mageres spitznasiges Gesicht zeigte ein rätselhaft süßliches Lächeln. „Ich bringe eine deutsche Einquartierung, sehen Sie zu, daß alles reibungslos abläuft."

Stepanida schwieg wie betäubt und sah verständnislos auf den Wagen, dessen Plane die tief herabhängenden Lindenzweige weggedrückt hatte. Mit einem kurzen metallischen Klacken öffneten sich die Fahrerhaustüren, aus denen fast gleichzeitig zwei Männer heraussprangen. Bevor Stepanida Kleidung und Gesichter gemustert hatte, begriff sie bereits an der kaum merklichen Vorsicht in der Haltung der beiden, daß das Deutsche waren. Vor Aufregung keiner Bewegung fähig, stand sie stumm mit dem Melkkübel auf dem Hof.

„Oh, mleko!"

Einer nach dem anderen sprangen die Deutschen aus dem gedeckten Wagenkasten auf den Hof, und Stepanida dämmerte allmählich, daß sie nicht einfach so hergekommen waren, sondern tatsächlich als Einquartierung, wie der Lehrer gesagt hatte, und nun fragten sie schon nach Milch – mochten sie dran ersticken, ihr war's nicht um die Milch leid. Mit einem aus Angst und Neugier gemischten Gefühl stand sie neben ihrem Melkkübel und beobachtete die ungebetenen Gäste. Das Herz schlug ihr im Halse, obwohl in ihren Gesichtern nichts Bedrohliches zu sehen war. Vielleicht essen und trinken sie sich satt und fahren weiter, dachte sie unwillkürlich, wobei sie mechanisch wiederholte: „Gute Milch, sehr gute Milch . . ." Aber die Deutschen beachteten weder sie noch ihre Worte.

Wenn sie sich doch bald davonmachen würden, dachte sie. Aber allem Anschein nach, hatte niemand dergleichen Absicht, im Gegenteil, sie kuppelten ihre Feldküche von dem riesigen Laster los, und alle außer dem Feldwebel schoben das Ding mit vor Anstrengung geröteten Gesichtern in den Hof. Niedergeschlagen sah Stepanida zu. Was sie am meisten befürchtet hatte, war nun eingetreten: Die Deutschen hatten auch von Jachimowstschina Besitz ergriffen. Was sollte jetzt werden?

Doch alles ging seinen gewohnten Gang, unabhängig von einem persönlichen Willen, lief nach irgendwelchen zuweilen sonderbaren Gesetzen, die der Krieg vorschrieb, ab. Nachdem die Feldküche auf den Hof gerollt war, begaben sich der Feldwebel und der Lehrer zum Flur, und dieser Dummkopf von Petrok lief schon eilfertig voraus, um ihnen den Weg ins Haus zu weisen. Vor der steinernen Schwelle blieb der Feldwebel stehen und ließ unzufrieden den angewiderten Blick über die gedunkelten Dachsparren des Flurs gleiten. Aber schon hatte Petrok die aus dem Flur in die Stube führende Tür aufgerissen, und alle traten ein, so etwas wie Neugier auf den sich belebenden Gesichtern. Als Stepani-

da hinter dem Rücken der Fremden in die Stube sah, war ihr, als sehe sie die alte Kate mit fremden Augen, die vom Alter gebeugte Zwischenwand, die nachgedunkelten Deckenbalken und die mit den alten, vergilbten Zeitungen tapezierten Wände. Durchs ganze Haus trampelten fremde Stiefel und derbe Lederschuhe, die schmutzignasse Spuren auf den trockenen Dielenbrettern hinterließen, und sie dachte: Was, zum Teufel, haben die hier eigentlich rumzuschnüffeln? In gespannter Erwartung stand sie im Flur – wann würden die sich endlich davonmachen? Aber die unterhielten sich drinnen gemächlich, sahen zu den Fenstern hinaus, betrachteten die Ikonen, und der Feldwebel lugte, eine Sackleinwand beiseite schiebend, hinter den Ofen, seine Lippen verzogen sich dabei zu einer angeekelten Grimasse.

Stepanida hatte ihren ersten Schreck überwunden, sie fühlte sich hier überflüssig und wäre am liebsten irgendwohin gegangen, um nichts zu sehen und sich nicht zu ärgern: mochten die wirtschaften wie sie wollten. Konnte sie's denn verhindern? Andererseits verstand sie, daß es auch nichts einbrachte, Haus und Hof zu verlassen, hier blieben immerhin die Kuh, das Ferkel, ihre neun Hühner ohne Hahn. Zu allem Unglück hatte sie es nicht mehr geschafft, die Kuh aufs Feld zu treiben, bloß gut, daß sie das Ferkel versteckt hatte, im Unkraut hinterm Haus war es nicht so leicht zu finden. Und gut war auch, daß sie die Hühner nicht aus dem Stall gelassen hatte – sicherlich hungerten sie, dafür waren sie vorerst außer Gefahr. Die Kuh zu verstecken, war sinnlos, sie wußten ja schon, daß sie eine Kuh hatte, sie müßte sie höchstens auf die Weide treiben. Also suchte Stepanida im Flur nach dem Strick, doch da stürzte Petrok aus der Stube, sein stoppelbärtiges struppiges Gesicht leuchtete erregt.

„Weib, her mit den Eiern, rasch!"

Eier, wiederholte sie bei sich. Klar, ohne Eier wird es bei denen nicht abgehen. Mit den Eiern fängen sie an, aber womit wird es enden? Zögernd öffnete sie ein wenig die Tür zur Bodenkammer und nahm aus dem Gestell den alten Korb, in dem zwei Dutzend Eier matt schimmerten. Sie wollte sie Petrok geben, damit er die Fremden selbst bewirtete, aber der war schon wieder in die Stube zurückgelaufen, so daß sie ihm folgen mußte. Da sie nicht wußte, wer die Eier nehmen sollte, setzte sie den Korb aufs Bankende. Sogleich streckten sich mehrere Hände nach dem Korb aus. Stepanida trat einen Schritt zurück, ohne die Augen von den gierig zugreifenden, fremden Händen abwenden zu können.

Zu ihrer eigenen Verblüffung beruhigte sie sich schon bald, vielleicht, weil die Deutschen überhaupt nicht furchteinflößend wirkten, sie schimpften und drohten nicht, sie zeigten sich ausgeglichen und sicher, als seien sie die Herren des Hofes. Na ja, das war verständlich: sie waren die Sieger, hatten diesen Boden erobert, jetzt hatten sie das Recht, hier zu tun und zu lassen, was sie wollten. An allem war deutlich zu erkennen, daß sie dieses ihr Recht genau kannten und es weidlich ausnutzten. Aber ge-

rade diese Selbstsicherheit und das Bewußtsein ihrer völligen Straffreiheit für das, was nicht üblich war, Menschen anzutun, brachte Stepanida gegen die Fremden auf.

Schuldhaft verlegen näherte sich ihr Petrok.

„Heulen müßte man, heulen!" jammerte er leise. „Sie bleiben lange."

Sie schwieg, obwohl seine Worte sie noch unglücklicher machten. Aber sie hatte gleich geahnt, daß das eine Einquartierung für lange war. Petrok linste über seine Schulter, als fürchte er, belauscht zu werden.

„Sie haben befohlen, der Fußboden soll gescheuert werden. Und alles Überflüssige soll raus."

„Wohin denn?" fragte Stepanida erstaunt.

„In die Bodenkammer, haben sie gesagt. Und wir auch."

„In die Bodenkammer? Haben wir denn Sommer? Was denken sich die?!"

„So haben's sie gesagt. Bis heute abend. Ihr Vorgesetzter kommt."

„Sollen sie's doch selbst wegräumen. Meinetwegen alles. Daß sie dran ersticken!" rief sie aufgebracht, sich daran erinnernd, wie liebedienerisch Petrok sie aufgenommen hatte. Und alles umsonst, man jagte sie davon.

Entschlossen öffnete Stepanida das Stalltor und führte Bobowka heraus. Mochten sie tun, was sie wollten, sie mußte die Kuh weiden, wie lange konnte sie noch im Stall bleiben? Um den Deutschen nicht unnötig vor die Augen zu kommen, führte sie die Kuh über den Holzplatz und durch den Gemüsegarten aufs Feld. Bobowka sah sich ein paarmal beunruhigt um, weil sie Fremde auf dem Hof spürte, aber Stepanida zerrte erbittert am Strick, bloß weg vom Hof.

Gierig rupfte die ausgehungerte Kuh das nasse Gras vor den Hufen und riß den Strick aus Stepanidas Händen, die sich dabei dachte: Egal! War doch sinnlos, sich über diesen Dummkopf Petrok zu ärgern, was konnte er jetzt schon ausrichten? Wie man's auch nahm, wenn die es befohlen hatten, mußte man gehorchen und das Quartier für die ungebetenen Gäste herrichten. Den Fußboden würde Petrok natürlich nicht aufwischen, und dann würden sie es beide auszubaden haben. Eigentlich müßte sie zum Hof zurück.

Ihr war schwer und bitter zumute, die Möglichkeiten, menschenwürdig zu leben, schwanden immer mehr. Mit ausholender Pranke hatte sich der Krieg immer näher herangeschlichen und sich nun sogar in ihrer Kate eingenistet, unter den Ikonen, am Tisch. Was blieb übrig, als zu überstehen und zu weinen? War doch der Boden ohnehin schon reichlich mit Blut und Tränen gedüngt. Was also tun – schweigend dulden und auf bessere Zeiten warten? Da würde man lange warten müssen. Innerlich fühlte sie: Dem kleineren Unheil würde ein großes folgen, es würde Tränen geben und niemand würde helfen . . .

Die ganze Nacht bis zum Morgengrauen wälzte sich Petrok ruhelos auf seinem harten Lager und versuchte, unter seinem Bauernpelz einzuschlafen. Zuerst lauschte er zum Hof hin, wo noch lange nach Einbruch der Dunkelheit die fremden Stimmen, die

Rufe und das Lachen der Deutschen erklangen. Erst nach Mitternacht wurde es still, aber Petrok fand keinen Schlaf – immerfort quälte ihn der Gedanke: was tun? Da hatte Gott diese Strafe über sie, die beiden Alten, verhängt, bloß wofür? Petrok wollte die Frau danach fragen, aber die ließ sein gedämpftes Geflüster unbeantwortet, und lauter zu sprechen, wagte er nicht. Sein langes Leben hatte ihn das Fürchten gelehrt, er fürchtete alles und jedes und jetzt noch mehr – Grund genug gab es.

Vorm Morgengrauen schlummerte er trotzdem ein, nicht für lange, wie ihm schien; er hatte einen widerwärtigen bösen Traum. In der Bodenkammer war unter den Mühlsteinen seit langem ein großes Rattenloch, und nun träumte ihm, daß aus dem Loch plötzlich ein ekelhaftes Wesen mit einer wie bei einem Eber hauerbewehrten Schnauze hervorkam. Petrok schleuderte den Reisigbesen nach dem Untier, dann stocherte er mit einem Stock nach, aber alles umsonst: die Ratte verschwand, um gleich wieder aufzutauchen und die Zähne zu blecken – drohend oder höhnisch, er konnte es nicht unterscheiden. Fast schon verzweifelnd packte Petrok die rostige Schrotaxt, die an der Schwelle lehnte, und schleuderte sie in die Ecke, streifte aber dabei die Mühlsteine, die herabkrachten und dichten Staub in der Kammer aufwirbelten.

In diesem Augenblick erwachte er. Stepanida war schon auf und davon, auf der Pritsche lag ihr zerdrückter Strohsack. Barfuß lief er zur Fensterluke.

Und da hörte er etwas, was ihm augenblicklich die Fassung raubte – im ersten Moment wußte er nicht, was tun. Draußen, wo er ein kleines Gemüsegärtchen hatte, wurde ein Apfelbaum geschüttelt, er hörte das Laub rauschen und die Äpfel seiner Antonowka-Sorte auf die Erde prasseln, die Äpfel, die er so geduldig für den Winter gehütet hatte. Natürlich erwartete er von diesen Soldaten nichts Gutes, aber benahmen sich denn so erwachsene Menschen? Wozu den Baum vor der Zeit plündern? Und ihr Offizier, warum verbot er das nicht?

Tiefgekränkt rannte Petrok durch den Flur zum Gemüsegarten. Tatsächlich, er hatte sich nicht geirrt. Ein gestiefelter Deutscher saß rittlings auf einem Ast und rüttelte den Baum. Schwer plumpsten die reifen Äpfel auf die Beete, wo sie ein weiterer – rothaariger, kränklich aussehender – Deutscher auflas. Petrok stellte sich in eine Beetreihe und sah die beiden vorwurfsvoll an. Doch die ignorierten ihn, als wäre er ein Klotz und nicht der Herr des Hofes.

„Das ist aber gar nicht recht", sagte er so ruhig und beherrscht wie möglich. „Ich werde mich bei Ihrem Offizier beschweren."

Der Rotschopf, der noch ganz jungenhaft wirkte, richtete sich auf, sah ihn provozierend an und holte kichernd mit dem angebissenen Apfel aus. Petrok konnte grade noch rechtzeitig ausweichen, der Apfel prallte hinter ihm gegen die Holzwand und fiel in die Brennesseln.

„Bösewichter seid ihr!" schrie Petrok verzweifelt.

Fest entschlossen, sich beim Offizier zu beschweren, drehte er um, war aber noch nicht auf der

anderen Seite angekommen, als auf dem Holzplatz nacheinander zwei Schüsse fielen, und die Hühner wild gackernd über den Zaun flüchteten. Petrok eilte zum kleinen Schuppen. Wieder krachte ein Schuß, ein langer Deutscher schwang sich behend über den Zaun und warf sich mit gespreizten Händen ins Unkraut. Hinter ihm, die Pistole in der Hand, stand der Feldwebel und sprach angeregt mit zwei, drei Soldaten, und die grinsten dazu. Etwas entfernt, die Vorgänge mit Wohlwollen beobachtend, spazierte der Offizier auf und ab, unter seinem nach der Morgenwäsche noch nicht zugeknöpften Waffenrock schaute hin und wieder die schwarze Pistolentasche am Koppel hervor.

Petrok blieb wie angewurzelt stehen, sein Entschluß war weggeblasen – bei wem sollte er sich beschweren? Was die Soldaten getan hatten, schien bei denen nicht als unerlaubt zu gelten, offenbar waren ihre Kommandeure auch nicht anders. Ihnen kam das als das selbstverständliche Recht des Eroberers vor. Mittlerweile kletterte der Lange über den Zaun zurück, in der erhobenen Hand ein angeschossenes Huhn an den Beinen haltend, das noch verzweifelt mit den Flügeln schlug. Der Feldwebel, die Pistole immer noch in der Faust, sah sich nach allen Seiten um, gewiß hielt er nach weiteren Hühnern Ausschau. Die aber hatten sich vor Angst versteckt, kein einziges ließ sich auf dem Hof blicken. Petrok empfand seine völlige Hilflosigkeit und trottete niedergeschlagen über den Holzplatz, er wußte nicht, wohin er gehen sollte, um die Plünderung seines Hofes nicht mitansehen zu müssen. Doch der Feldwebel hatte ihn schon bemerkt, er ließ die Pistole sinken, aus seinem Gesicht schwand schlagartig die eben noch gewesene Jagdlust, und er brüllte:

„Komm!"

Natürlich, gleich würde er was auszusetzen haben, würde ihn schlagen oder sogar erschießen, da fackelten die nicht lange. Petrok blieb neben einem umgestoßenen Brennholzstapel stehen – so wie er aus dem Haus gestürzt war – mit nur einem Schuh am Fuß.

„Mleko! Wo bleibt die Milch?"

„Die Kuh ist noch auf der Weide", antwortete Petrok einfach, er wunderte sich ein wenig über die simple Frage.

„Her mit der Kuh! Bistro! Dalli! Kapiert?" schrie der Feldwebel, und Petrok dachte: was sind die so hinter der Milch her? Haben sie nichts zu fressen, daß sie unbedingt Milch haben wollen?

„Kapiert", erwiderte Petrok müde und wandte sich wieder zum Gemüsegarten. Er mußte Stepanida und die Kuh im Gestrüpp suchen.

Im Gemüsegarten waren die Deutschen bereits auf einen anderen Apfelbaum mit kleinen säuerlichen Äpfeln geklettert, von denen die Zweige vollhingen, und füllten ihre Taschen und Feldmützen. Zwei andere suchten etwas am Boden, rannten über die Beete, zertrampelten die noch nicht geernteten Zwiebeln und Runkelrüben. Diesmal sagte Petrok kein Wort – mochten sie alles zertreten oder essen, daß sie dran erstickten! Es war schon abzusehen, daß das Obst und Gemüse, ja daß seine ganze Wirt-

schaft zugrundegerichtet wurde, jetzt war nichts mehr zu machen. Wenn sich nur Kopf und Kragen retten ließen!

Langsam ging er den Pfad entlang, gespannt auf neuerliche Schüsse, denn an einem Huhn hatten sie gewiß nicht genug. Kaum hatte er das Gesträuch am Rand der Schlucht erreicht, als es hinter ihm dreimal nacheinander knallte. Petrok sah sich um. Nein, von hier war nichts zu erkennen, sie hatten jenseits des Hauses auf dem Hof geschossen. Ach, wenn sie sich doch gegenseitig abknallen würden, dann gäbe es weniger von ihnen auf der Welt. Nein, so weit würde es bestimmt nicht kommen, aber den Hühnern würden sie den Garaus machen, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Schau einer an, zur Arbeit schienen sie überhaupt nicht aufgelegt, keiner ging zur Brücke. Oder sie hatten heute einen freien Tag, vielleicht war's irgendein Feiertag, überlegte Petrok. Wie gern wäre er auf und davongelaufen, hätte dem Hof für immer den Rücken gekehrt, zumal das Wetter vom frühen Morgen an selten schön war; der Himmel hatte sich aufgeheitert, die Sonne wärmte noch, der Wind hatte nach Süden gedreht, und wieviel verspätete Zärtlichkeit atmete noch die Natur. Im Herbst hatte man das nicht oft, in solchen Fällen kehrten Frieden und Güte ins Bauernherz ein. Wie wohl wäre ihm zumute, wenn nicht Krieg wäre, und nicht diese ungebetenen Gäste in Haus und Hof.

Aber er mußte ja Stepanida suchen.

Er hatte sich schon müdegelaufen im Gestrüpp der Schlucht, als er unverhofft Bobowka hörte, die im Gebüsch am Sumpfrand leise raschelte. Stepanida stand daneben. Mit einem gequält-abwesenden Blick sah sie ihm von weitem entgegen, so als ahne sie bereits Schlimmes.

„Na, du machst dich aber klein. Ich habe dich kaum finden können!", sagte er erschöpft, während er sich durch ein fast schon kahles, junges Espendickicht arbeitete. „Milch wollen sie haben."

Stepanida hörte sich das an und dachte nach.

„Die können mich mal", sagte sie schließlich und trat zur Kuh, die ruhig im Dickicht graste.

Petrok glaubte, daß sie Bobowka trotzdem herbringen würde, und sie die Kuh heimwärts treiben würden. Aber Stepanida hatte offenbar anderes im Sinn, sie setzte sich entschlossen neben die Kuh.

„Was hast du vor?"

„Das siehst du doch."

Du lieber Himmel, sie melkte die Kuh ins Gras, und Petrok erschrak.

„Die gute Milch! . ."

„Die können mich mal, hab ich gesagt."

Sie meint es tatsächlich ernst, dachte er, als er bestürzt sah, wie die zwischen ihren Fingern hervorschießenden weißen Milchstrahlen im blätterübersäten spärlichen Gras versickerten. Er kannte viel zu gut den Charakter seiner Frau und begriff, daß sie nicht umzustimmen war.

„Jetzt kannst du sie heimtreiben. Sollen die sie melken."

Petrok führte Bobowka über den Holzplatz und blieb in Erwartung des Feldwebels stumm stehen, der ihm schon von der Küche her mit bohrendem Blick ent-

gegensah. Er raunzte einen kurzen Befehl, und ein Deutscher eilte mit einem blanken Eimer zur Kuh. Petrok war es sehr ungemütlich, fast unheimlich zumute, als er den Eimer ansah und dabei dachte: Hoffentlich hat sie wenigstens noch ein bißchen Milch, sonst gibt's ein Unglück.

Aber zu melken gab's nichts mehr, die Kuh wollte nicht stillstehen, obwohl Petrok sie festhielt. Andauernd trat sie von einem Bein aufs andere und riß sich immer wieder los. Nach einer Weile nahm der Deutsche den leeren Eimer, richtete sich auf, sah Petrok – wie dem schien – beunruhigt an und schaute dann zum Holzplatz hin, wo sich Stepanida für einen Augenblick zeigte und verschwand. Gedämpft sagte er etwas Unverständliches, aber der Feldwebel hörte es und lief sogleich auf die Kuh zu.

„Was hat das zu bedeuten?" Er wies auf den leeren Eimer. „Warum keine Milch?"

„Tja, wer weiß . . ." Mit geheuchelter Aufrichtigkeit zuckte Petrok die Schultern, wobei er dem Feldwebel fast treuherzig in die wutsprühenden Augen sah. Dessen zornentbranntes Gesicht rötete sich noch mehr.

„Warum?" brüllte er und griff gewohnheitsmäßig an seine große Pistolentasche.

„Sie milcht eben nicht . . . Weil sie trächtig ist", log Petrok ungeschickt, während er im Innersten auf Stepanida schimpfte: Die Kuh so zu melken! Sollten sie doch an der Milch verrecken! Petrok hatte nicht die geringste Lust, wegen der Milch draufzugehen.

Von plötzlicher Furcht erfaßt, überlegte sich Petrok, daß die ihn doch wenigstens etwas fragen müßten, bevor sie ihn erschossen. Eigentlich müßte auch er etwas vor seinem Tod sagen, wenigstens einen Fluch ausstoßen. Aber infolge der plötzlichen Ereignisse war er so verstört, daß ihm alle Worte entfielen. Mit blicklosen Augen sah er den Feldwebel die Pistole entsichern.

Der stieß Petrok mit dem Ellbogen beiseite und riß ihm den Strick aus der Hand. Bobowka schüttelte den Kopf und schielte zu ihnen hin, als ahne sie etwas von ihrem Ende. Mit geübter Hand hob der Deutsche die Pistole und schoß ihr gleichsam zufällig in das hellhörige, zuckende Ohr.

Petrok hatte erwartet, daß die Kuh sich brüllend aufbäumen würde, nichts dergleichen geschah, sie knickte in den Knien ein, sackte gefügig zusammen und fiel mit der feuchten Schnauze in den Schmutz. Dann wälzte sie sich langsam auf die Seite und warf den Kopf mit einem Ruck zurück. Die Pupillen ihrer großen Augen verdrehten sich, aus ihrer Kehle brach ein kurzer, gurgelnder Laut, und ihr Körper mit dem schweren Bauch kam endgültig zur Ruhe. Nur ein langes Zucken lief mehrmals über ihr Fell, dann erstarb auch das.

Petrok zitterten die Hände, während er auf taumelnden Füßen vom Hof schlich, wo der Feldwebel in munterstem Ton bereits Befehle krähte.

Zu ihrer eigenen Verwunderung grämte sich Stepanida nicht allzusehr wegen der Kuh – wie sehr Bobowka ihr auch leid tat, sie ahnte doch, daß etwas viel Größeres zusammenbrach; die

unabwendbare Gefahr rückte immer näher und bedrohte sie jetzt selbst. Die Gefahr kam von weit her – vom Hof, von der Straße, sie bediente sich der Milch, des Hauses, des Brunnens, aber nun war sie schon so nah, daß es keinen Zweifel mehr gab: die Deutschen würden sie beide bei der Gurgel packen! Freilich, sie mochte grübeln soviel sie wollte, den wahren Sinn ihrer Taten und Absichten konnte sie nicht mit letzter Klarheit ergründen, jedenfalls waren sie alle gegen sie gerichtet, durch und durch feindselig, aber wie begreifen, welche davon ihr zum Verhängnis werden sollte. Natürlich könnte man das Allerschlimmste hinausschieben, sich wie eine Schnecke verkriechen, den Fremden schöntun, ihnen um den Bart gehen, aber war damit geholfen? Schon als Kind hatte sie sich nie zwingen können, gegen den eigenen Wunsch und Willen zu handeln, und erniedrigen ließ sie sich schon gar nicht; sie hatte nicht die nötigen Fähigkeiten dafür, hatte sie auch nie gehabt. Sie konnte sich nicht einmal vorstellen, wie man das könnte: mit den Deutschen gutstehen, besonders, wenn die sich so aufführten.

Etwa eine Stunde lag sie auf ihrem Strohsack und horchte aufmerksam auf die nahen und fernen Geräusche der Nacht.

Dann schlummerte sie kurz ein, fuhr aber plötzlich hoch, es war wie ein innerer Ruck, der sie geweckt hatte. Sie lauschte erneut. Unter den Mühlsteinen raschelte eine Ratte. Petrok auf seiner Pritsche atmete rasselnd, mit leisen Pfeiftönen. Sie richtete sich auf und setzte die Füße auf den Boden. Jetzt fühlte sie nichts mehr, nur den Drang, ihr Ziel zu erreichen, das zu tun, was sie nicht lassen konnte. Wie einem fremden, ihr aufgezwungenen Willen gehorchend, erhob sie sich, schob so leise wie möglich den Riegel zurück und öffnete die alte eichene Kammertür. Nur gut, daß die Tür nicht knarrte, bloß ein wenig scheuerte, sie ließ sie offen.

Stepanida brauchte die Augen in der Finsternis nicht anzustrengen, die Stelle am Brunnen, wo die Deutschen den Karabiner hatten liegen lassen, kannte sie genau. Ihre Hand fand ihn sofort und schloß sich um den dünnen kalten Lauf. Der Karabiner war schwerer, als sie vermutet hatte. Wenn er beim Fall ins Wasser bloß kein lautes Geräusch verursachte, überlegte sie beunruhigt. Dieser Umstand machte ihr Sorgen, aber ihren Entschluß zu ändern, überstieg ihre Kraft – sie war völlig von ihrer Idee beherrscht. Auf Zehenspitzen lief sie zum Brunnen und hob den Karabiner über das Balkengeviert. Bevor sie ihn losließ, vergewisserte sie sich mit einem Blick, daß sich nichts regte – weder im Haus, noch im Zelt, das sich über der Erde buckelte. Kein Mensch zeigte sich. Da öffnete sie die Faust.

Mit einem Satz sprang Stepanida vom Brunnen zurück, als die Waffe tief unten laut aufschlug, ihr schien, jetzt müßten alle sogleich aus dem Haus stürzen. Ohne den Boden unter den Füßen zu fühlen, hastete sie durch den Flur zur Kammer.

An der Tür hielt sie noch einen Augenblick inne, – nein, ringsum blieb alles still und ruhig, folglich hatte es geklappt. Was wird nun,

dachte sie wie von einem plötzlichen Fieberschauer geschüttelt, erst jetzt fuhr ihr die Angst zu Herzen. Die Angst war so groß, daß ihr die Zähne klapperten; es war wohl dieses Geräusch, das Petrok weckte.

„Was denn, ist dir so kalt? Deck dich zu", sprach er schlaftrunken und atmete augenblicklich gleichmäßig auf seinem Lager weiter.

Sie schlief nicht mehr ein.

Petrok brannte Wodka.

Wie oft in den letzten Tagen hatte er bedauert, daß sein Chutor so ungünstig lag – viel zu nah an der Straße. In Friedenszeiten war's gar nicht übel, so zu wohnen: in der Nähe der Landstraße, des Dorfs. Selbst jetzt gab es noch Winkel, wo man wie früher lebte, warm und gemütlich. Die Deutschen kamen nicht hin. Bei ihm in Jachimowstschina dagegen? Die deutsche Einquartierung hatte nur ein paar Tage gedauert und doch die ganze Wirtschaft ruiniert. Aber das waren schließlich die Deutschen, sie hatten gehaust und waren abgezogen, wie sollte man jedoch mit den paar hiesigen Ausgeburten leben, die sich den Deutschen als Hilfspolizisten verdingt hatten? Sie wußten über jeden genau Bescheid und trugen einem noch ihren früheren Groll nach, sann Petrok. Jetzt saßen sie ihm auf der Pelle, bedrängten ihn fortwährend, verlangten Wodka und Lebensmittel. Sie würden ihm so lange zusetzen, bis sie ihn endgültig fertiggemacht hatten. Jetzt, hol sie der Teufel, tat's Petrok nicht mehr leid um's Korn, um die Mühe, wenn er nur ihren Gierschlund mit seinem Fusel stopfen könnte.

Drei Flaschen mit dem noch trüben Selbstgebrannten verstaute Petrok in den beiden Taschen und hinterm Hemd. Dann setzte er seine Selbstgedrehte mit einem glühenden Stückchen Kohle in Brand und trat ohne Eile ins Freie.

Schon als er durch den Gemüsegarten auf die Behausung zuging, glaubte er Stimmen zu hören, im Haus, wie ihm schien, er horchte hin, aber nun war es wieder still, und Petrok dachte, er habe sich geirrt, wer außer Stepanida konnte da schon sein? Trotzdem nagte eine innere Unruhe an ihm. Er sollte sich nicht geirrt haben.

In der Stube saß ein Hilfspolizist, der sich bei Petroks Eintritt von der Bank erhob und ihm zum Gruß die breite Hand hinhielt. Petrok drückte sie ein bißchen, wobei ihm durch den Kopf ging: die haben einen Riecher dafür, sie merken alles ... Kaum hat man was vor, schon kriegen sie Wind davon.

„Na, ist das Gurgelwasser fertig?" fragte der Hilfspolizist unvermittelt und verstummte gespannt.

Petrok begriff natürlich, was gemeint war, und wollte schon verneinen, irgend etwas flunkern, sah jedoch auf alle Fälle zu Stepanida hin, die stumm am Ofen stand. Sie fing seinen Blick auf und sagte halblaut:

„Er wartet schon. Sie wissen Bescheid."

Petrok zögerte kurz, ging dann ins Freie und zog aus dem Holzstapel auf dem Holzplatz zwei Flaschen hervor, die noch warm waren. Die dritte beschloß er vorerst zurückzuhalten. Der Hilfspolizist schob die beiden Flaschen in die Taschen seiner Stiefelhose, die ihm wegen des Gewichts über die Knie rutschte.

Zufrieden ging er davon. Petrok sah ihm argwöhnisch durchs Fenster nach und ließ sich müde aufs Bankende am Tisch sinken. Stepanida holte einen Topf mit dem Rest der Kohlsuppe aus dem Ofen.

„Glaubst wohl, ihnen mit den zwei Flaschen die Augen geschlossen zu haben?" fragte sie spöttisch.

„Was ist, zu wenig?"

„Weißt es ja selbst. Wenn er bloß nicht wieder angesockt kommt."

„Von mir kriegt er nichts mehr. Hab' ich vielleicht 'ne Großbrennerei?"

„Aber die wissen doch, daß du welchen brennst. Bloß die Bombe können sie nicht finden. Sie hat neben der Brücke gelegen, und einer hat sie geklaut."

„Die Bombe? Wer braucht die schon ... Höchstens Kornila?" meinte Petrok nach einer Pause. „Der braucht auch alles. Was rumliegt, schleppt er nach Hause."

Petrok legte sich hin, aber an Schlaf war nicht zu denken. Mehrmals in der Nacht kamen Hilfspolizisten und verlangten Selbstgebrannten. Sie fluchten, drohten Petrok und Stepanida und verhöhnten sie.

Petrok legte sich nicht mehr hin, er setzte sich auf die Bank, legte den Kopf in die auf dem Tisch verschränkten Hände und schlief hin und wieder ein. Im Morgengrauen fuhr er verängstigt hoch: ein neuer Tag begann, was würde er bringen? Eigentlich war ihm klar, daß nur neue Qualen bevorstanden, vielleicht sogar der Tod, denn wie lange wollten sie ihm noch mit Mord und Totschlag drohen? Letzten Endes würden sie ihre Drohung bestimmt wahrmachen. Hol ihn der Teufel, diesen Tod, er fürchtete ihn nicht mehr, mochten sie ihn totschlagen, und je schneller, desto besser. So konnte man nicht leben. Das war kein Leben mehr.

Diese Nacht rief eine Wandlung in Petroks Bewußtsein hervor, schleuderte seine Gedankengänge aus der gewohnten Bahn, dem Kreislauf seiner Alltagssorgen. Jetzt wußte er nicht, wohin mit sich, wußte nicht, was tun und wohin sich wenden. Am liebsten hätte er sich irgendwo verkro-

chen, möglichst weit weg von seinem Chutor.

Auf der Landstraße wollte er sich nicht zeigen, davor fürchtete er sich, von dort ging jetzt die größte Gefahr aus, er hatte das Verlangen, sich in einen Winkel zu flüchten, um vor jedem fremden gehässigen Blick geschützt zu sein. Er ging auf den Holzplatz und sah trübsinnig in den weitgeöffneten Stall hinein, wo keine Bobowka mehr stand. Auseinandergerissen lagen die Birkenscheite auf dem Holzplatz, umgekippt der Hackklotz, der jahraus jahrein an der selben Stelle gestanden hatte. Vom Holzplatz aus blickte er auf den vertrauten Pfad, der durch den zertrampelten Gemüsegarten zur Schlucht führte. Zu seiner eigenen Überraschung ging er den Pfad entlang, er wußte schon wohin. Kurz Umschau haltend, hockte er sich neben einem Busch hin, schob unterhalb eines gestern geknickten Zweigs das Fallaub auseinander, zog eine erdverkrustete Flasche am schmutzigen Hals hervor und wischte sie mit dem flauschigen Schoß seines kurzen Bauernpelzes sauber. Die tranken und amüsierten sich dort, er aber hatte nicht mal gekostet. Da hatte er gekargt, sich gemüht, um besser zu brennen, und für wen? Wem zuliebe hatte er Dummkopf sich gesorgt? Sich zuliebe, aber in Wirklichkeit war alles für die Katz'! Was für ein alter Narr!

Petrok zerrte den Papierpfropfen aus dem Flaschenhals und genehmigte sich vorsichtig einen Schluck und noch einen. Ein guter Tropfen, dieser Erstgebrannte, richtig, daß er ihn nicht weggegeben hatte, mochten die den Fusel saufen, die trübe Brühe. Denen war's bestimmt egal. Er wird sich von ihnen nicht ins Joch zwingen lassen, wird nicht nach ihrer Pfeife tanzen, er wird für sich einstehen, jawohl.

Denen ist's schnurz, dachte Petrok, sie genießen nur ihre Grausamkeit, ergötzen sich, wenn Blut fließt. Sonst trocknet ihnen die Gurgel aus. Und mit Wodka allein feuchten sie sie nicht an. Nach Blut wollen sie Wodka, nach Wodka wieder Blut. In diesem Kreis drehen sie sich. Bestien sind das, wahre Bestien ...

Am Flechtzaun seines Hofs standen schon, die Köpfe hin und herwerfend, ein Fuchs und ein Rappe. Obwohl niemand neben den Pferden zu sehen war, begriff Petrok, daß die wieder da waren.

Wut, Ohnmacht und Angst trieben ihm Tränen in die Augen, er trat vom Pfad zurück und sah noch einmal zum Haus. Nein, ihm fehlte die Kraft hinzugehen, das Haus zu betreten, er wußte nur zu gut, was ihn dort erwartete.

Wie von selbst machten seine Fuße kehrt, er duckte sich sogar ein wenig, zog den Kopf zwischen die Schultern und stahl sich auf unsicheren Beinen zur Schlucht davon.

Er kam nicht einmal bis zum nächsten Strauch, von hinten erreichte ihn der erste drohende Zuruf:

„Stehenbleiben, Petrok! Zurück!"

Im selben Augenblick krachte ein Schuß, scheinbar dicht über seinem Kopf, die Kugel pfiff vorbei, im Gebüsch am Schluchtrand fiel ein von ihr weggerissener Zweig sacht ins Gras. Plötzlich ernüchtert, begriff er endgültig, daß jede Flucht sinnlos war,

vor denen gab es kein Entrinnen.

In der Tat, sie rannten schon vom Haus geradenwegs durch den Gemüsegarten auf ihn zu, so daß er stehenblieb und sich dann umdrehte. Die Männer blieben ebenfalls jenseits des Flechtzauns stehen, die Karabiner schußbereit in der Hand, um ihm, sollte er fliehen, gleich eine Kugel in den Rücken zu jagen. Aber er floh nicht, verloren schleppte er sich auf dem Pfad seinem Verhängnis entgegen. In ihm straffte und sträubte sich alles, rebellierte und erhob sich zu einer einzigen Anklage: Wofür? Da spürte er völlig unpassend den Flaschenhals in einer Hand, die Flasche, die er Stepanida hatte bringen wollen, sie enthielt noch ein wenig Wodka, aber Stepanida bekäme ihn sowieso nicht mehr. Ohne auszuholen, warf er die Flasche beiseite und dachte mit kurzer Freude, daß auch die dort nichts davon kriegen würden, mochte der Rest ins Gras fließen. Von Verzweiflung gepackt, ging er immer entschlossener auf die Hilfspolizisten zu, die – noch hinter dem Flechtzaun – sich auf den Pfad, auf ihn zubewegten.

„Na, was ist? Was denn? Was wollt ihr von mir?" schrie er schwach und starrte sie durch die Tränen an, die ihm den Blick verschleierten.

„Wollt mich erschießen? Na los, hol euch der Teufel!" brüllte Petrok mit überraschender Heftigkeit, die ihn selbst erschreckte, und schüttelte die zu Fäusten geballten Hände in der Luft. „So schießt doch!"

Einer der Hilfspolizisten hängte den Karabiner ruhig über die Schulter und nickte dem anderen zu:

„Schmier ihm eine!"

Der setzte leichtfüßig über die obere Querlatte des Flechtzauns, kam auf den zertretenen Furchen des Kartoffelackers auf Petrok zu und holte aus. Petrok hörte ein Sausen im Ohr, das Haus wankte vor seinen Augen, unerwartet lag er in den kalten harten Kartoffelstauden.

Ehe er sich aufgerappelt hatte, streckte ihn der zweite Schlag, diesmal aufs rechte Ohr, zu Boden. Nun lag er auf der anderen Seite in der schlammigen Furche.

„Wo ist der Wodka?"

„Einen Dreck kriegt ihr von mir und nicht Wodka!" rief Petrok, Blut auf die Erde spuckend. Der Kerl schien ihm die letzten Zähne ausgeschlagen zu haben. „Schlagt doch! Vor euch habe ich keine Bange!"

Die Hilfspolizisten stellten ihn auf die Füße, packten ihn unter den Achseln und schleiften ihn durch den Gemüsegarten zum Holzplatz. Er konnte kaum mit den geschwächten Füßen nachziehen, die Mütze war auf der Erde liegengeblieben, sein Kopf mit dem spärlichen weißen Haar fror erbärmlich im schneidenden Wind. Er würde die Mütze wohl nicht mehr brauchen, nicht seine angeschlagene Gesundheit, nicht den Kopf. Nein, er tat sich nicht mehr leid. Sein einziger Gedanke war: Was soll ich diesen Hundsfotten noch sagen? Aber wie zum Trotz wollten ihm die nötigen Worte nicht einfallen, er wiederholte nur stur:

„Wartet's ab . . . Wartet's ab . . . Ihr werdet's noch büßen müssen! . ."

Erneut wallten Zorn und Verzweiflung in ihm auf, rissen ihn

mit, verliehen ihm Kraft, er wollte nicht klein beigeben. Er wird sich nicht vom Fleck rühren! Wenn sie ihn totschlagen wollen, dann gleich hier.

„Wenn du nicht im Guten willst, wirst du eben baumeln!" drohte der Hilfspolizist. „Wegen Beleidigung der Polizei. Und des Führers."

Wenn schon! Von mir aus! Bei so einem Leben meinetwegen! dachte Petrok, ohne zu widersprechen. Er blickte nicht mehr auf sein Haus und den Hof, er würde sie nicht um Gnade bitten, einerlei, was sie mit ihm vorhatten. Wenn er nur durchhielte, wenn er sich nur nicht lange zu quälen brauchte.

„Hände her!" kreischte der Hilfspolizist an seinem Ohr. Ohne abzuwarten, bis Petrok seinem Befehl nachkam, packte er dessen Linke, dann die Rechte und fesselte sie mit dem Ende eines langen Stricks über dem Bauch. Mit dem anderen Ende in der Hand schwang er sich aufs Pferd.

Petrok kam kaum mit, stolperte, fiel fast hin, wurde von einer Seite zur anderen geschleudert, seine abgewetzten Schuhe sanken in der schlammigen Brühe ein, aber jetzt zu stürzen war gewiß schlimmer als der Tod. Hüpfend lief er vorwärts, der Strick riß ihn weiter, scheuerte ihm die Haut an den Handgelenken auf, zerrte ihn gewaltsam zur Landstraße. Sein Gesicht war tränennaß, der schneidende Gegenwind konnte die Tränenbäche nicht trocknen.

„Kanaillen! Mörder!" schrie Petrok dumpf heraus, der Wind erstickte seine Stimme, verschlug ihm den Atem. „Wartet's ab! Mein Junge kehrt von der Front zurück! Er wird's euch heimzahlen!.. Macht euch keine Hoffnung ... Mein Junge kommt ..."

In dieser Nacht fand Stepanida keine Ruhe, nur hin und wieder überwältigte sie dumpfer Schlaf. Der Kopf war ihr bleischwer bei dem Gedanken, mehr aber noch vor Schmerz und Zorn: Was haben sie getan, diese Bestien!

Wie lange würde er noch dauern, dieser Krieg, wie bis zum Ende durchhalten, wie aushalten, bis die Kinder zurückkämen? Das eine wie das andere überstieg ihre Kräfte. Überstieg ihre Möglichkeiten. Wozu reichten dann eigentlich ihre Möglichkeiten?

Zu ihrem Glück oder Unglück wußte sie, wozu sie noch imstande war, wovon sie sich selbst am Rande des Untergangs nicht lossagen würde: In ihrem schweren Leben hatte sie trotz allem erkannt, was Wahrheit war, und Stück um Stück ihre menschliche Würde gewonnen. Wer aber einmal Mensch geworden ist, kann nicht zum Vieh werden. Vieles im Leben, Leid und Not, hatte sie zu der Überzeugung gebracht, daß man mit den Menschen im Guten auskommen müsse, damit sie sich auch mit dir vertrugen. Der Mensch ist wohl so beschaffen, daß er Gutes mit Gutem vergilt und kaum Böses mit Gutem. Böses kann nur Böses erzeugen, sonst nichts. Unglücklicherweise ist menschliche Güte dem Bösen gegenüber hilflos, das Böse kapituliert nur vor der Stärke und fürchtet nur die Sühne. Nur die unausweichliche Vergeltung kann seine räuberischen Instinkte dämmen und es zur Besinnung bringen. Wäre

nicht dieser Umstand, würde auf Erden ein Chaos ausbrechen, ähnlich jenem, von dem in der Bibel die Rede ist.

Manchmal hatte sie gehört, daß die Deutschen ein Kulturvolk seien. In mancher Hinsicht mochten sie tatsächlich kultiviert sein, aber konnte sich ein Mensch von Kultur zu einer solchen Mordbrennerei hergeben wie das die Deutschen taten? Ihre Bücher hatte sie nicht gelesen, verstand nichts von ihrer hohen Politik. Sie pflegte vom Kleinen auf das Große zu schließen, von ihrem Dorf auf die Welt. Und sie irrte sich nicht. Sie wußte, das gute Menschen nicht schlecht handelten – weder von sich aus, noch unter Zwang. Lumperei war die Waffe von Lumpen. Allein die Tatsache, daß die Deutschen mit der Waffe auf ihren Boden gekommen waren, bedeutete, daß das Recht nicht auf seiten der Deutschen war. Wer im Recht ist, braucht keine Waffen. Es genügte schon, sich anzusehen, wer mit ihnen war, um zu begreifen, wer sie selbst waren. Bis zu ihrer letzten Minute wird sie sich ihnen nicht unterwerfen, weil sie ein Mensch ist und keine Bestie wie jene.

Sie gab dem Ferkel das Futter, setzte sich auf die Bank und grübelte: was weiter tun? Zuallererst in Erfahrung bringen, was mit Petrok war, vorausgesetzt, er lebte noch. Also mußte sie in die Ortschaft gehen.

Sie erhob sich und ging in die Bodenkammer. Ganz unten in der Bütte lagen zwei gesalzene Speckschwarten. Eine grub sie unter dem Salz hervor. Hinter dem Ofen hatte sie unter einem zerbrochenen Krug noch fünf Eier liegen. Auf dem Bord stand vom vorigen Sommer eine eingestaubte Flasche Kirschgeist. Das alles verstaute sie in einem Körbchen, mit dem sie vor dem Krieg immer in den Ort gepilgert war, und brach auf.

Stepanida überquerte die Brükke und blieb plötzlich bei dem Gedanken stehen: Und was, wenn ich sie anzünde?! Die Brükke war immerhin aus Holz, vielleicht fing sie Feuer und brannte ab, dann würde wieder jenes ungestörte Leben beginnen, wie damals, als es die Brücke nicht gab. Tatsächlich, sie brauchte die Bohlen bloß mit dem Petroleum zu übergießen, das Petrok seinerzeit besorgt hatte ...

Stepanida kehrte erneut zur Brücke zurück und befühlte den Brückenbelag an verschiedenen Stellen mit den bloßen Zehen. Nein, hol sie der Henker, da war wohl nichts auszurichten. Wenn's noch im Sommer wäre, aber jetzt war alles naß, feucht, obendrein noch aus frischem Holz, nein, die würde nicht brennen ... Ja, wenn sie die Bombe hätte! Dieser plötzliche Einfall überraschte Stepanida dermaßen, daß sie selbstverloren stehenblieb und sogar vergaß, wohin und warum sie ging. Ihr fielen Petroks Worte ein, die er kürzlich gesagt hatte, es war wie eine Erleuchtung, die sie durchfuhr: Aber ja doch. Es gab sie! Sie kannte den Kornila zu gut, als daß sie glauben könnte, er hätte mit der Bombe nichts zu tun! Bloß Kornila ... Vielleicht würde er jetzt auf sie hören? Sie wird ihn bitten und nichts unversucht lassen, um ihn zu überreden.

... *Und sie überredete ihn tat-*

sächlich. Der schlaue Kornila trat Stepanida die Bombe im Tausch gegen das Ferkel ab. Allerdings hatte die Bombe einen kleinen Schaden, und den konnte nur ein Mann beheben, Stepanida beschloß, Nachbar Viktor um Hilfe zu bitten.

Sobald der Morgen graute, verließ Stepanida ihr Lager hinter dem Ofen, zog das Kopftuch zurecht und knöpfte die Wattejacke zu. Endlich war die Nacht um, die Nacht mit ihren Alpträumen, schweren Gedanken und dem Alleinsein. Nun begann der Tag, an welchem viele Dinge und – wenn man's recht bedachte – ungewohnte Gefahren ihrer harrten. Sie war restlos erfüllt von diesen Sorgen, sogar nachts hatte sie irgendwas von der Bombe geträumt.

Sie vertiefte sich nicht in den verworrenen Sinn ihrer Träume, die Wirklichkeit stand den nächtlichen Visionen fast in nichts nach. Die Sorgen trieben sie, sie ging in den Flur, fand einen an der Ecke eingerissenen Beutel, schüttete dann zwei Handvoll Weizen, den Petrok nicht fertiggemahlen hatte, in die Jackentasche, und stieß die Tür auf. Draußen erwartete sie ein naßkalter Herbstmorgen. Der Wind jagte zottige Wolken über die Linden, doch es regnete nicht, der ferne Wald zeichnete sich deutlich als dunkelblauer Strich am Horizont ab – wie immer bei Frostwetter kurz vor Winteranbruch. Stepanida ging über den Holzplatz und stieß die schlecht schließende Stalltür auf. Die Hühner saßen nebeneinander auf der Stange, drei mit den Köpfen zur Tür, drei starrten die Wand an. Auf dem Stroh in der Ecke lagen zwei frischgelegte Eier, und Stepanida dachte mit wehmütiger Rührung: Ach, diese dummen Hühner, sie legen sogar jetzt noch! Stepanida fütterte sie längst nicht mehr, sie ernährten sich von dem, was sie in Hof und Garten fanden. Jetzt schlug ihr das Gewissen, sie griff in die Tasche und streute ihnen das Korn hin. Gackernd und flügelschlagend flogen die Hühner einträchtig von der Stange zur Schwelle.

Sie streute noch etwas nach und überlegte, während die Hennen einander wegstoßend um die Wette pickten: Welches? Sie kannte jedes Huhn von klein an, als es noch ein Küken war, erkannte jedes an seinem Gefieder und an seiner Haltung, wußte, wann sie legten und was für Eier. Die besten legte das gefleckte mit dem schwarzen Kopf, das sie natürlich nicht nehmen würde. Schlechter als die anderen legte ein stutzschwänziges junges Huhn mit zottigen Beinen, mager und immer ängstlich, die anderen hackten von beiden Seiten mit den Schnäbeln nach der Junghenne, die darum die Körner hinter ihnen aufpickte. Was gab dieses Huhn, mager wie es war, für ein Essen ab? Stepanida wählte ein gelbes ruhiges Huhn aus, nicht das schlechteste, aber auch nicht das beste. Gelassen ergriff sie es oben an den Flügeln. Das Huhn sträubte sich nicht, arglos ließ es sich von den vertrauten Händen anfassen. Stepanida band ihm die Beine mit einem Läppchen zusammen und steckte es in den Beutel. Das getan, kehrte sie in den Flur zurück, nahm ein ziemlich verschlissenes Kattuntuch von der Ablage über der

Truhe und verschnürte damit den Beutel.

Bevor sie hinausging, musterte sie noch einmal die ärmlichen Wände, die Ecken, die mit roten Blumen gemusterte grüne Truhe. Aber sie entdeckte nichts mehr in ihrem vom Krieg geplünderten Haus, was als Geschenk taugen könnte. Sollte sich Viktor mit einem Huhn nicht zufriedengeben, war sie bereit, auch die restlichen zu opfern, mochte er sie alle aufessen, wenn ihr nur das Eine gelang, das jetzt alle ihre Gedanken beschäftigte, ihre letzten Kräfte aufzehrte und sie womöglich das Leben selbst kosten würde. Sie verfügte über eine Gelegenheit, die sich nicht jedem bot. Das war jetzt ihr wichtigstes Ziel, und sie wollte alles daransetzen, um es zu erreichen. Nur schade, daß sie nicht imstande war, alles Nötige selbst zu tun, aber die Nachbarn würden helfen. Sie mußten helfen. Nur die richtigen Leute brauchte sie dazu – keine Lumpen und keine Feiglinge, dann würde Petrok zu hören bekommen, was sich auf der Landstraße ereignet hatte. Wenn es ihr nur gelänge!

Stepanida überquerte die morgendlich leere Landstraße und ging am Rand eines schmutzigen Weges zu den Weilern. Auf der naheliegenden Anhöhe wurde die Straße etwas trockener, doch an einer Stelle blinkte eine vom Wind gekräuselte breite Pfütze, die sie umgehen mußte. Als sie erneut die Straße erreicht hatte und nach vorn sah, verschlug es ihr für einen Augenblick den Atem. Von den Weilern kamen ihr drei Männer entgegen, zwei von ihnen erkannte sie sofort, es waren die Hilfspolizisten, aber der dritte ... Der dritte ging zwischen den beiden, den Kopf geneigt, die Hände im Rücken verschränkt; man erkannte auf den ersten Blick, daß das ein Gefesselter war. Ihr Herz stockte ... Schleppend wie auf fremden Füßen ging sie weiter, auf die Männer zu, und jetzt erkannte sie die vertraute Gestalt immer deutlicher, die stämmige Figur in der grauen Joppe, die ausladenden Schultern, den schweren gemessenen Schritt. Er und die beiden Polizisten stapften ohne Eile durch den Schlamm. Sie hätte es als Erleichterung empfunden, wäre sie in der Erde versunken, nur um ihnen nicht zu begegnen. Aber die Männer hatten die Frau schon entdeckt und blickten von weitem aufmerksam auf sie. Als sie näher heran waren, sah auch der Gefesselte zu ihr auf. Es war Kornila.

Dennoch ging sie mit einer Miene weiter, als kenne sie keinen der drei, nur ihre Knie schlotterten, und sie mußte ihren ganzen Willen aufbieten, um die Füße vorwärts zu zwingen. So wären sie stumm aneinander vorübergezogen, hätte Kornila sie nicht so angesehen. Sein äußerlich ruhiges, bärtiges Gesicht spiegelte eine solche Niedergeschlagenheit, so viel innere Unruhe wider, daß Stepanida unwillkürlich stehenblieb.

„Wohin willst du?“

„Ins Dorf, seht ihr's nicht?“ antwortete sie mit einem Blick unter der Stirn hervor und dachte: Jetzt ist's aus. Gleich fassen sie mich auch.

„Strolchst also rum?“

„Wieso, darf ich's nicht?“ fragte sie, den dreisten Blick des Hilfspolizisten nur mit letzter Willens-

anspannung aushaltend.

„Na, mach nur weiter so!“ antwortete der verschlagen und drehte sich wieder Kornila zu. Er sah nicht mehr zu ihr hin, sondern starrte in die trübe Ferne des aufgeweichten Feldes.

„Ohne Tritt, marsch!“

Sie setzten den Weg zur Landstraße fort, während Stepanida schwachen unsicheren Schrittes zu den Weilern trottete.

Die Tatsache, daß man Kornila festgenommen hatte, traf sie schmerzhaft, durch seine Verhaftung war ihr Plan gefährdet. Sollte tatsächlich alles zuschanden werden und ihr Vorhaben, das sie soviel Mühe gekostet hatte, mißglücken? Aber warum hatte man sie nicht verhaftet? Hatten sie es bloß aufgeschoben? Vielleicht ahnten sie nichts von der Bombe? Oder sie hatten gerade die Bombe gesucht und Kornila gefaßt? Wo sich die Bombe befand, hatte er ihnen jedenfalls nicht gesagt. Er wird es auch nicht sagen. Aber wenn er's doch sagt?

Es dauerte eine Weile, ehe sie begriff, daß es sinnlos war, zu Viktor zu gehen, daß sie jetzt an ihre eigene Rettung denken mußte. Bloß wie und wohin sollte sie sich retten?

Bei den ersten Katen des Weilers angekommen, sah sie sich ängstlich um. Die Hilfspolizisten und ihr Gefangener näherten sich bereits einem Kiefernwäldchen. Sie blieb stehen, wartete etwas ab und lief dann den selben Weg zurück. Jetzt wollte sie nach Hause, in ihre vier Wände, als gebe es dort irgendeine Sicherheit, eine Zuflucht.

Stepanida schlüpfte schnell durchs Tor, lief zum Holzplatz und griff nach dem alten Spaten, weil sie dachte, es wäre jetzt das Beste, die Bombe zu vergraben. Bloß wo? Im Gemüsegarten? Hinter dem Kuhstall? Am Rand der Schlucht? Ja, das war bestimmt das Sicherste, am Rand der Schlucht, im Gebüsch, dort war weiche Erde, ohne Grasnarbe, anschließend könnte sie die Grube mit Zweigen und welkem Laub tarnen. Dort würden sie kaum suchen. Da lag sie gut. Dort würde sie außer ihr keiner finden.

Im Erlengestrüpp hob sie eine Grube aus, etwa drei Schritt lang und schmal wie ein Kindergrab. Als sie fertig war, legte sie den Spaten beiseite und ruhte sich ein wenig aus. Jetzt mußte sie die Bombe holen, die sie im Graben hinter dem Kuhstall verborgen hatte. Sie packte die Bombe hinten am Stabilisator und stemmte sie mit unsäglicher Mühe etwas höher. Dann ging sie um die Bombe herum und hob die Spitze an. Doch in dem Moment rutschte das Ende wieder in die frühere Lage zurück. Stepanida hätte fast geheult vor Ärger – was tun?

Nachdem sie sich etwas beruhigt hatte und wieder nüchtern denken konnte, suchte sie sich mehrere schwere Steine. Die schob sie jetzt abwechselnd unter den Kopf und den Stabilisator der Bombe und rollte sie schließlich auf eine ebene Stelle. Stepanida glaubte, sich einen Bruch zu holen, die Arbeit überstieg ihre Kräfte, aber schließlich war es doch geschafft. Die ganze Zeit verließ sie nicht die Furcht, von irgendjemandem gesehen zu werden. Vom Hof und von der Straße aus wäre sie leicht zu entdekken gewesen. Wenn sie die Bom-

be doch endlich in der Grube hätte, bevor jemand in der Nähe auftauchte!

Als sie die Bombe schließlich bis zur Grube geschleift hatte, schienen die Kräfte sie endgültig zu verlassen, sie konnte die Bombe nicht einmal mehr über den angehobenen Erdwall stoßen und fiel mit der Brust auf die Aufschüttung.

So lag sie lange da, den kotigen Leib der Bombe in den Armen, selber von oben bis unten mit Lehm und Erde beschmutzt. Als ihr Atem wieder ruhiger ging, stemmte sie sich mit den Sohlen gegen das knotige Wurzelwerk einer Erle, um sich nicht aufrichten zu müssen, raffte noch einmal ihre versagenden Kräfte zusammen und schob erst den Schwanz und dann den Kopf der Bombe über die Aufschüttung. Die lokkere Erde mit sich reißend, fiel die Bombe endlich in die Grube. Eine Weile lag Stepanida noch auf der Erde, dann rappelte sie sich hoch und griff zum Spaten.

Das Zuschütten war leichter, sie schaufelte die Bombe zu und trat dann die Erde fest. Anschließend schleppte sie Reisig herbei und streute es über die Grube, nun sah es aus, als habe noch nie eines Menschen Fuß diese Stelle betreten. Sich auf den Spaten stützend, erreichte Stepanida mit größter Mühe den Hof. Sie hakte die Flurtür zu, schleppte sich zur Hängepritsche hinter dem Ofen und fiel aufs Lager wie sie war, in Wattejacke und mit dem Kopftuch.

Sie lag in der ausgekühlten Stube, abgestumpft vor Müdigkeit, lauschte auf die undeutlichen Geräusche von nah und fern und sagte sich, daß die Hauptsache getan war, jetzt blieb das Geringere. Wenn ihr noch einige Tage vergönnt wären, könnte sie mit Viktor reden, in die Ortschaft gehen und bei dem einen oder anderen Rat holen. Im Unglück geht man zu Menschen, wer sonst sollte einem helfen? Menschen richten zugrunde, aber es sind wiederum Menschen, die einen aufrichten. Selbst in dieser verfluchten Zeit, da der Krieg tobte.

Nachdem sie eine Weile gelegen hatte, kam sie wieder auf die Beine, Arme und Beine schmerzten noch, dafür kehrte Ruhe in ihr Herz ein, freilich, jetzt begann die Kälte sie zu stören. Sie hatte seit Tagen nicht mehr geheizt, im Haus war es kalt. Eigentlich war's höchste Zeit einzuheizen, sonst würden ihr morgen früh die Zähne klappern. Und Kartoffeln müßte sie kochen. Sie war sehr hungrig, hatte nicht mal einen Kanten Brot im Haus.

Stepanida ließ die Füße hinab und rutschte langsam von der Hängepritsche herunter. Es ging bereits auf den Abend zu, aber draußen war es noch hell, ein frischer Wind fegte sausend ums Haus, die Lindenäste bebten und bogen sich unter seinem Ungestüm. Im Ofen lagen die Scheite schon bereit, sie brauchte nur noch das Feuer anzufachen. Stepanida nahm einen Kienspan aus der Ofennische und griff in den Spalt zwischen Ofen und Wand, wo sie die Streichhölzer vor Petrok versteckte. Kaum hatte sie die Schachtel hervorgeholt, als der Hund im Hof laut kläffend anschlug. Eine böse Ahnung zog ihr Herz zusammen, mit der Schachtel in der Hand lief sie ans

Fenster. Auf dem Weg, der von der Landstraße zum Chutor führte, kamen vier Männer mit umgehängten Karabinern in Marschtempo heran. Schon von weitem erkannte sie sie und sagte sich: Jetzt ist's aus!

Sie wunderte sich selbst, daß sie nicht sehr erschreckte und auch nicht versuchte, irgendwohin zu fliehen, als habe sie darauf gewartet und begreife die Unausweichlichkeit eben dieses Endes. Sie strengte ihr verstörtes Gedächtnis an, um sich zu erinnern, was zuguterletzt noch getan werden mußte, aber das Gedächtnis ließ sie im Stich. Vielleicht war schon alles vollbracht? Sie stürzte hinter den Ofen, dann wieder zum Fenster, rannte in den Flur, wohl um möglichst weit weg von den Fenstern zu sein. Der Hund bellte und gebärdete sich wie toll an der Kette. Dann fiel – noch weit weg – der erste Schuß. Der Hund jaulte auf und verstummte – schon für immer? Sie verstand: nun war sie an der Reihe.

Etwas schien ihr noch eingefallen zu sein, sie stürzte aus dem Flur in die Bodenkammer und sperrte ab. Nein, so leicht würden sie sie nicht kriegen. Mit ihnen würde sie es noch aufnehmen. Mochten sie sie umbringen. Wenn sie sie erschlugen, dann war das ihr Sieg. Aber so weit war es noch nicht, und aus freien Stücken würde sie sich ihnen nicht ausliefern.

Drei schwere Stiefeltritte gegen die Tür hallten im Flur wider.

„Stepanida, aufmachen! Sonst brechen wir die Tür auf!"

Versucht's nur! dachte sie erbittert. So leicht war's nicht, die vor langer Zeit gezimmerte Tür aufzubrechen. Die war aus drei-

fingerdicken Bohlen gefügt und wurde von einem durch den Türpfosten geschlagenen, schmiedeeisernen Haken gehalten, welcher in eine Öse griff, deren beide Enden von innen tief im Pfosten saßen.

Kaum hatte sie das gedacht, als die Tür erzitterte, ein harter Schlag, und Mulm rieselte von den Wänden. Immer heftiger donnerte es gegen die Tür, offenbar schlugen sie mit einer Axt zu. Das war natürlich schlimm, es änderte die Lage, immer enger wurde der zerbrechliche Kreis ihrer Sicherheit, in den sie geraten war und in dem ihr immer weniger Hoffnung blieb. Aber sie hoffte auf nichts mehr, sie wußte genau, was ihr bevorstand und zögerte nur bis zum letzten ihr Ende hinaus. Das, was sie gewollt hatte, war ihr zu ihrem Leidwesen nicht geglückt, ihr Plan war gescheitert. Doch nun mußte sie alles daransetzen, um auch jene draufgehen zu lassen.

Sicherlich könnten sie sie durch die Tür erschießen, in der Kammer gab es keine Deckung, aber sie feuerten nicht. Wahrscheinlich brauchten sie sie lebendig. Vielleicht, weil sie von ihr erfahren wollten, wo die Bombe lag? Folglich hatten sie aus Kornila das Wichtigste nicht herausbekommen. Von ihr würden sie es schon gar nicht erfahren.

Stepanida wußte bereits, was zu tun war, sie erschrak nur bei dem Gedanken, daß sie es nicht mehr schaffen, sich verspäten könnte. Sie kniete sich hin, griff unter die Mühlsteine und rollte mit zitternden Händen ein bauchiges Gefäß mit Petroleum hervor. Die Männer schlugen und hämmerten, die Tür zitterte und begann zu splittern. Stepanida zog den Holzpfropfen aus dem engen Flaschenhals und bespritzte die Tür, dann die Wand zu beiden Seiten der Türpfosten und die Ecke. Hände, Füße, Rock wurden naß. Alles stank nach Petroleum, aber das war jetzt bedeutungslos. Sie warf das Gefäß zu Boden, fischte die Streichhölzer, mit denen sie eigentlich Feuer im Ofen hatte machen wollen, aus der engen Tasche der Wattejacke und riß – noch immer im Knien – ein Streichholz an.

Mit dem ersten Streichholz hatte sie kein Glück, die Tür fing nicht Feuer, das Hölzchen erlosch. Nun zog sie ihr Tuch vom Kopf, goß den Rest aus der Flasche darüber und brannte noch ein Streichholz an. Das Tuch ging sofort in Flammen auf. Sich die Hände verbrennend, schleuderte sie es auf die Schwelle.

Stepanida fiel flach auf den harten Lehmboden, und starrte fast erstickt vom Qualm auf das Feuer. Die Flamme sprang vom Tuch auf die Tür über, loderte bis zur Decke hoch und leckte schräg über die Balkenwand. Alte Lumpen, die an einem Nagel in der Ecke hingen, fingen Feuer; rote Flammenzungen zuckten durch die schwarzgrauen Rauchschwaden, leckten über die verharzten Balken und zur Decke empor. Der Qualm erstickte sie fast, sie preßte sich an den kühlen Lehmboden.

Im Flur schrie jemand drohend, sie verstand nichts, jedenfalls ließen die Männer von der Tür ab. Sie fühlte, daß sie bald verbrannt sein würde. Sobald die Decke einstürzte oder noch früher würde sie ersticken, falls sie sie bis dahin nicht einfach durch

die Wand erschossen hätten. Jetzt war es ihr gleich. Sie hatte das Ihre getan, ihr war keine Hoffnung auf Rettung mehr geblieben.

Das Feuer wuchs mit alles verzehrender Kraft, in den Ecken und in den Balkenwänden knisterte, krachte, pfiff und sauste es, die Decke, die Wände, Plunder, Bütten und Hausrat brannten schon lichterloh – alles, was aus Holz und trocken war. Unerträglich schlug ihr sengende Glut entgegen, Funken regneten auf sie herab, sie fühlte ein Sengen am Kopf und an den Füßen, das Haar im Nacken brannte wohl schon, sie preßte das Gesicht in den Jackenärmel und begann langsam und qualvoll zu erstikken. Ihr Bewußtsein verdunkelte sich vorübergehend, sie dämmerte vor sich hin, dann kam sie plötzlich zu sich – auf ihrem Rükken glomm das Wattefutter, die Jacke brannte. Das war das Ende, und da überkam sie ein Gedanke, der mit ihren Gefühlen überhaupt nicht in Einklang stand: Warum hatte sie dort an der Grube keiner mit der Bombe gesehen? Wenigstens einer der Hiesigen: ein Hütejunge, ein Mann, eine Frau, damit sie sich der Stelle erinnerten, damit eine Erinnerung blieb.

Sie konnte nicht mehr atmen, der Erstickungstod kam. Die Haare auf ihrem Kopf glühten, die Wattejacke qualmte und stank. Erneut mußte sie überraschend denken. Vielleicht war es sogar besser, daß keiner sie gesehen hatte, weder ein guter noch ein schlechter Mensch – dann wird niemand je etwas erfahren. Ein Guter brauchte es nicht zu wissen, die andern aber mochten toben. Mochten sie raten, sich den Kopf zerbrechen und keinen Schlaf finden, weder nachts noch am Tage, damit ihnen die Angst bis zum letzten Atemzug im Nakken saß.

Dieser unerwartete Gedanke brachte ihr Ruhe und war der letzte lichte Funke in ihrem gemarterten Bewußtsein, bevor das endgültige Vergessen kam, aus dem sie nicht mehr zurückkehrte.

Sie hörte nicht mehr, wie die vom Feuer getriebenen Hilfspolizisten aus der brennenden Kate sprangen, sah nicht, wie das ganze Dach in Flammen aufging, während der Wind das Feuer anfachte und die glühenden Zungen auf den Stall überspringen ließ, wie bald ein gewaltiges Flammenmeer heulend, krachend und tosend über dem ganzen Hof wogte, nacheinander die Anbauten, Holzstöße, Bäume und den Zaun entflammte und den Hof mit Funken und Asche überschüttete.

Dichter Funkenregen und brennendes Stroh flogen am verqualmten Nachthimmel über die Schlucht auf das Kiefernwäldchen und die Straße mit der ihr so verhaßten Brücke über das versumpfte Flüßchen Derewjanka zu.

Niemand löschte das Feuer, ungehindert brannte der Chutor die ganze Nacht, brannte noch am nächsten Tag, die Hilfspolizisten ließen niemanden an die Brandstätte heran und hielten sich auch selbst in gebührender Entfernung – sie befürchteten die Explosion der Bombe.

Aber die Bombe harrte ihrer Stunde.

Deutsch von Juri ELPERIN

SCHACH

Isaak LINDER,
Kandidat
der Wissenschaften,
Schachhistoriker

Fotos: Alberto BIANCHI

Der Internationale Großmeister und zweifache Weltmeister Maja Tschiburdanidse (UdSSR) verteidigt in diesem Jahr erneut ihren Titel. Im Kampf um die Schachkrone trifft sie auf Irina Lewitina aus Leningrad.

In Irinas Sportbiographie gibt es einige bemerkenswerte Kapitel. Mit 15 Jahren wurde sie Landesmeisterin bei der weiblichen Jugend, in den 70er Jahren war sie viermal Landesmeisterin bei den Frauen. Die bei internationalen Wettkämpfen erzielten Erfolge brachten ihr 1972 den Titel eines Internationalen Meisters und 1976 den eines Internationalen Großmeisters ein.

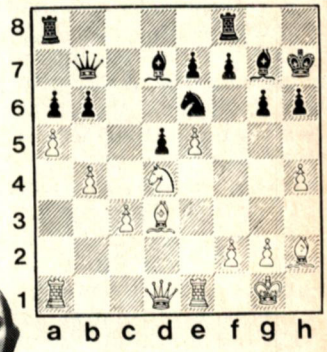
Irina Lewitina ist kein Neuling unter den Titelanwärterinnen. Bereits 1975 kämpfe sie sich bis ins Finale, wo sie gegen Nana Alexandrija mit 8:9 knapp verlor.

Im jetzigen Wettkampfzyklus besiegte sie nacheinander derart gefährliche Rivalinnen wie die Exweltmeisterin Nona Gaprindaschwili (6:4) und Nana Alexandrija (7,5:6,5).

Der Finalwettkampf der Anwärterinnen zwischen Irina Lewitina und Lidija Semjonowa aus Kiew verlief äußerst spannend und dramatisch. Zunächst führte Irina sicher 3:1, dann gelang Semjonowa der Ausgleich (4:4). Erst im letzten Drittel konnte Lewitina dank ihrer erstaunlichen Kaltblütigkeit den Kampf für sich entscheiden (7:5).

Wir machen Sie jetzt mit der Schlußphase der 12. Partie bekannt, der letzten in diesem Match. Lewitina errang in einem für sie typischen scharfen Kombinationskampf einen schönen Sieg.

I. LEWITINA – L. SEMJONOWA
Sotschi 1984



22. . . . ba 23. S:e6 L:e6 24. T:a5 Ta7 25. h5 Tc8 26. Dc2 d4 27. hg+ fg 28. L:g6+ Kh8 29. Tc5 T:c5 30. bc dc 31. D:c3 Ld5 32. Lc2 Dc6 33. Dd3 Lg8 34. De3 Tc7 35. e6 Tc8 36. Le5 Lh7 37. D:h6! Schwarz gab auf.

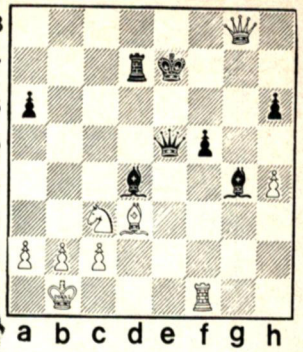
Irina LEWITINA

Interessant ist, daß Lewitina im Unterschied zur Weltmeisterin nie bei Herrenturnieren spielt.

Wir haben schon mehrmals über das hervorragende Spiel von Maja Tschiburdanidse berichtet. Vor kurzem bewies sie erneut ihre Meisterschaft bei einem Herrenturnier in Indien, wo sie erste vor 11 Männern wurde.

Und so endete 1983 ihre Partie gegen den britischen Großmeister Murray Chandler bei einem Herrenturnier in der BRD, die vom Sportkomitee der UdSSR als die beste Damenpartie 1983 ausgezeichnet wurde.

M. TSCHIBURDANIDSE – M. CHANDLER
Dortmund 1983

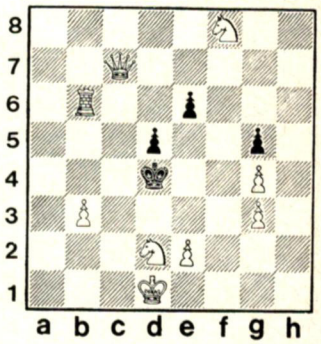


34. Lc4! L:c3 35. bc a5 36. Lb3 D:c3 37. Dh7+ Kd8 38. D:h6 Db4 39. Dc6 Tb7 40. a4 Te7 41. Ka2 f4 42. h5 Te6 43. Da8+ Kc7 44. Dg8! f3 45. T:f3 L:f3 46. D:e6 Lc6 47. Df7+ Kb6 48. h6 Dh4 49. h7 Le4 50. De6+ Ka7 51. D:e4 D:e4 52. h8D De1 53. Dd4+ Kb7 54. Dd7+. Schwarz gab auf.

Maja TSCHIBURDANIDSE

Unsere Schachaufgabe

Die berühmteste Problemspielerin war die Engländerin Edith Bird (1859–1924): Viele ihrer rund 2000 Problemstellungen wurden preisgekrönt. Die Liebe für Problemschach vermachte sie ihrer Tochter Lillian, die 1891 mit 11 Jahren folgendes Problem konstruierte:



* * *

Matt in 2 Zügen

Die Lösung unserer Aufgabe aus Heft 9/84:

1. e8D Le5+ 2. D:e5!! (falls 2. Kg8?, so 2. . . . Sh6+ 3. Kf8 Dc5+ 4. Te7 Ld6, und Schwarz gewinnt. Es verbietet sich auch 2. Kh7? Sf6+ 3. Kg6 Dg1+ usw.) 2. . . . Da8+ 3. Tf8!! D:f8+ 4. Kh7 Df7+ (4. . . . S:e5 patt) 5. Kh8 (schlecht ist 5. Dg7? Sf6+ 6. Kh6 Dh5x). 5. . . . Df7+ 6. Kh7 Dh6+ 7. Kg8 Dg6+ 8. Kh8 Dh6+. Remis.

Vorschau 11/84

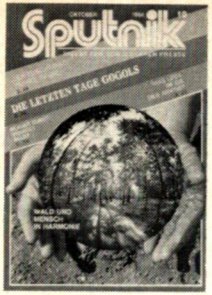
FÄLLT DER WINTER IM 21. JAHRHUNDERT AUS? – Noch vor zehn Jahren unterschätzten selbst Wissenschaftler den Einfluß der wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen auf die Biosphäre und das Klima des Planeten. Heute ist klar: Veränderungen sind unvermeidlich. Doch wie sehen sie aus?

„NIEMALS HABE ICH DIESE ENTSCHEIDUNG BEREUT". Das sind die Worte Armand Hammers, der heute 85 Jahre alt und einer der bedeutendsten amerikanischen Geschäftsleute ist, der bereits zu Anfang der 20er Jahre den Nutzen der Zusammenarbeit mit der UdSSR begriff.

RÄTSELHAFTES MUMIJO. Über 2000 Jahre halten die Menschen diesen Balsam für ein Universalmittel gegen beliebige Krankheiten. Und obwohl viele Geheimnisse des Lebenselixiers bereits entschlüsselt wurden, ist seine Herkunft noch ungeklärt. Dazu Hypothesen sowjetischer Wissenschaftler.

LACHEN UND WEINEN SCHOLEM ALEJCHEMS. 1984 begehen wir den 125. Geburtstag des bedeutenden jüdischen Schriftstellers, der eigentlich Schalom Rabinowitsch hieß. Seine Erzählungen und Novellen erlebten in vielen Sprachen der Völker der UdSSR eine hohe Auflage. Sputnik macht sie mit dem Schaffen und einer der Erzählungen des Schriftstellers bekannt.

WAS WÄRE DAS LEBEN OHNE SCHWANZ? Keins, wie sich herausstellt. Ohne Schwanz liefe das Känguruh nicht, sprängen die Eichhörnchen nicht, kröche der Krebs nicht. Oder kürzer – ohne Schwanz wie ohne Hände. Doch darin erschöpft sich nicht seine Funktion.



Presseagentur
NOWOSTI

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle ich ein Abonnement des monatlich erscheinenden Digest der sowjetischen Presse und Literatur SPUTNIK

in Deutsch ☐ Russisch ☐ Englisch ☐ Französisch ☐ Spanisch ☐

für 1 Jahr ☐ für 2 Jahre ☐

Name u. Vorname: .....

Anschrift: .....

Land: .....

Den Bestellschein senden Sie bitte an die entsprechende Adresse:

Bundesrepublik Deutschland – DM 33,00
„Plambeck & Co."
Druck und Verlag GmbH
Postfach 920
4040 Neuss 1

W. E. Saarbach GmbH
5000 Köln 1
Follerstraße 2
Postfach 10 16 10

Kubon und Sagner
Inhaber Otto Sagner
P.O.Box 34 01 08
D-8000 München 34

Dänemark – Dcr. 90,00
Sputnik Boghandel og
Bogimport
Vester Voldgade 11
København

Akademisk Boghandel
Slavisk Afdelning
Universitetsparken
8000 Aarhus C

Deutsche Demokratische Republik
Alle Postämter

Finnland – Fmk. 58,00
Kansankulttuuri Oy
PL 111
00811 Helsinki 81

Lehtikanava
Näsilinnankatu 22 A 39
33210 Tampere 21

Suomalainen Kirjakauppa Oy
Subscription Dept.
P.O.Box 2
01641 Vantaa 64

Akateeminen Kirjakauppa Oy
Subscription Department
PL 128
00101 Helsinki 10

Jugoslawien
„NOLIT"
Uvoz Casopisa
Terazije 13/VIII
11000 Beograd

„Jugoslovenska Knjiga"
Terazije, 27/II soba 5
11000 Beograd

„Prosveta"
Export–Import Agency
Terazije, 16/1
11001 Beograd

„Mladost"
Oour Vanjska Trgovina
Uvoz Casopisa
Ilica 30
41000 Zagreb

„Drzavna Zalozba Slovenije"
Export–Import
Titova 25
P.O.B. 50-1
610001 Ljubljana

Niederlande – Hfl. 38,00
„Pegasus" Boekhandel
Leidsestraat 25
Amsterdam

„Martinus Nijhoff Subscription Agency"
Lange Voorhout 9
P.O.Box 269
Den Haag

Norwegen – Ncr. 80,00
Narvesen A.S.
P.O.Box 6125
Etterstad
Oslo

Österreich – öS. 216,00
Globus VAZ
A-1206 Wien
Höchstädtplatz 3

Schweden – Sek. 78,00
Wennergren–Williams AB
Subscription Department
Box 30004
S-10425 Stockholm

Förbundet
Sverige–Sovjetunionen
Katarinavägen 20, 1 tr
S-11645 Stockholm

Inter-Bok AB
Box 49079
S-10028 Stockholm

Schweiz – Sfr. 29,00
Librairie Rousseau
36, rue J.-J. Rousseau
1201 Genève

Westberlin – DM 33,00
„Das europäische Buch"
1000 Berlin 33
Thielallee 34

Buchhandlung
Elwert & Meurer
1 Berlin 62
Hauptstraße 101

Das Informations- und Handelszentrum von V/O Sojussagranpribor

EMPFIELT IHNEN

- **die wegen ihrer Schönheit und ihres Schliffs berühmten jakutischen Diamanten**
- **modische Juweliererzeugnisse aus Gold und Weißgold, die in den besten Traditionen der russischen Nationalkunst stehen**
- **Schmuck aus Bernstein, dem Gold des Meeres**
- **Service aus Silber**
- **ein umfangreiches Sortiment an Armband-, Tisch- und Wanduhren**

Wir fertigen auf Ihren Wunsch Juwelen an. Wir garantieren Ihnen Qualität und die zollfreie Ausfuhr Ihrer bei uns erworbenen Ware.
Wir nehmen frei konvertierbare Währung, Kreditkarten und Barschecks in Zahlung.

Unsere Anschrift: UdSSR, Moskau 129 010, Grocholski pereul. 30
Telefon: 2 80 47 06, Telex: 411437

SOJUZZAGRANPRIBOR

MIT AEROFLOT
NACH MOSKAU ZUM
KUNSTFESTIVAL

«RUSSISCHER WINTER»

Auf dem Festival können Sie vom 25. Dezember bis 5. Januar die besten sowjetischen Künstler von Oper und Ballett, Estrade und Zirkus sowie Tanz- und Gesangensembles der UdSSR erleben.

АЭРОФЛОТ
Soviet airlines

MEHR ERFAHREN SIE IN DEN VERTRETUNGEN VON AEROFLOT UND INTOURIST.

Sputnik
Preis des Einzelheftes:
INDEX 70.916
ISSN 0131–873X

AUSTRALIEN	A$ 1,60	FINNLAND	Fmk. 6,20	NEUSEELAND	NZ$ 2,20	SCHWEDEN	Sek. 10,70
BELGIEN	Bfr. 50,00	GROSSBRITANNIEN	£ 0,60	NIEDERLANDE	Hfl. 3,80	SINGAPUR	Sin.$ 2,00
BRD	DM 3,30	JAPAN	Y 240,00	ÖSTERREICH	öS 20,00	SRI LANKA	Rs. 8,00
DÄNEMARK	Dcr. 9,00	KANADA	C.$ 1,50	PAKISTAN	Rs. 10,00	USA	$ 1,70